VI. 148

L. g.

J. H.

0
21

VI. 48

Historische

Erzählungen

die Denkungsart und Sitten der Alten
zu entdecken.

Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1769.

J.H.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Den

aufblühenden

Schweizern

gewiedmet.

V.

Gegenwärtige Erzählungen sollten ihre Verdienste daher haben, daß sie den Menschen in Umständen und Stunden aufsucheten, wo er nichts ist als der Mensch, Er selbst und kein andrer, in der wahren Gestalt seines Herzens und seines Kopfes erscheinet. Sie sollten ihn aus dem öffentlichen Leben herausnehmen, aus den Lagen und Geschäften, welche er gestudiert hat, in denselben eine angenommene Person oder Rolle zu spielen. Wie glücklich würde man sich geschätzt haben, wenn man in unsern Geschichtschreibern solche vertrauliche Kleinigkeiten, solche Familien-Anekdoten gefunden hätte, wie die sind, die Plutarchus in seinen griechischen Geschichtschreibern gefunden hat! Und noch

glücklicher, wenn man sie mit seiner unvergleichlichen Anmuth hätte erzählen können! Dieser grosse Grieche ist in der Wahl seiner bezeichnenden Züge so geschickt, daß oft ein Wort, eine Miene, eine Gebehrde, ihm genug ist, seinen Helden zu schildern. Hannibal erhebt den Muth seiner erschrockenen Armee mit der lustigen Anmerkung, daß unter der grossen Anzahl der Feinde nicht einer sey, der Giskon heisse, wie einer von seinen furchtsamen Officieren; Agesilaus reitet auf dem Steckenpferde; Aristides schreibt seinen eigenen Nahmen auf die Scherbe; Philopömen wendet den Braten, die Schuld seiner unansehnlichen Gestalt abzutragen. Die Physiognomie, sagt der Weltweise welchem ich hier folge, zeigt sich nicht in grossen

starken Zügen, und der Charakter nicht in grossen Handlungen; in Kleinigkeiten wird das Naturell entdecket.

Wer liest ohne Vergnügen, was in der Historie des Mogols von dem Enkel des Schach-Abas erzählt wird? Derselbe ward sieben Jahre lang von Weibern, dann acht Jahre von Männern gewieget; man gewöhnte ihn frühzeitig sich selbst zu bewundern, und zu glauben, daß er aus anderm Stoffe gebaut sey als seine Unterthanen; jeder, der um ihn war, hatte Befehl ihm die Arbeit zu thun, zu denken, zu wollen, abzunehmen, und ihn zu allen Verrichtungen des Leibes und der Seele untüchtig zu machen. Also enthob ein Bonze ihn der Mühe das grosse Wesen mit eigenem Munde anzurufen; gewisse

Bediente waren bestellt die Worte, die er auszusprechen hatte, ihm adelich vorzukauen; andere griffen ihm drey oder vier male des Tages an den Puls, wie einem Sterbenden. Wenn er aufstand, wenn er zu Bette gieng, liefen dreyßig Herren herbey, einer ihm die Nestel aufzulösen, ein andrer ihm den Leib offen zu behalten, dieser ihm ein Hemd anzuziehen, jener ihm den Säbel umzugürten, jeglicher sich des Gliedmasses zu bemächtigen, über welches er die Aufsicht hatte.

Die Bemerkung dieser Kleinigkeiten ist uns angenehm, weil sie uns eine deutliche Vorstellung von den Sitten der Indianer geben; und vornehmlich weil sie in den Charackter von des Schach-Abas Enkel so helle Blicke thun lassen,

daß wir die Mühe nicht haben dörfen so viel dicke Bücher zu lesen, welche die Indianer von dem Leben und den Thaten dieser Kaiserlichen Maschine geschrieben haben.

Es ist ein Unglück, daß die Geschichtschreiber nur die Zeiten für wichtig halten, da die Staaten in Kriege verwickelt sind. Gefechte, Schlachten, Beraubungen, Zerstörungen, sind gewiß nicht Sachen, die auf das Leben und die Gemüther den nützlichsten Einfluß haben. Wie viel mehrern Nutzen könnte hingegen die Erzählung kleiner, nackter, das Herz verrathender, Geschichtgen haben, welche gute Wirkungen vornemlich auf die erste, neue, Denkungsart eines Jungen, ihn zu gewöhnen, daß er von dem Glücke der

Menschen nicht nach dem Scheine, sondern nach dem Zustande ihres Herzens urtheilete, wenn er diesen von dem umgebenden Blendwerke und den falschen Vorspieglungen abgesondert ins Auge faßt!

Ich glaube, daß unter unsern schweizerischen Erzählungen einige sind, welche der wolangeführte Junge durch sich selbst beurtheilen kann; aus denen den wahren Nutzen zu nehmen er sie nur hören oder lesen darf. Das wird nicht fehlen können, wenn der Hofmeister ihm nur das Herz rein und den Verstand gesund erhalten hat. Freylich eine wichtige Bedingung! Wir wollen zufrieden seyn, wenn man in diesen Geschichtgen nur einige der stärkern Züge des menschlichen Herzens be-

merken lernt; genug, wenn man aus kleinen Handlungen Lebensregeln abziehen lernt; wir fodern nicht, daß man noch in die ersten Gründe und die Verbindungen der Maximen eindringen solle. Dazu gehören Erfahrungen von Jahren und tausend Zufällen des Lebens. Die natürlichen und die erworbenen Geschicklichkeiten der Jungen sind von ganz verschiedener Art; und ganz verschieden sind weiter unsre Geschichtgen in Absicht auf die Begegnissen, die Ideen, und selbst den Ausdruck, daß nicht jedes derselben für jeden Jungen, oder für jede Stufe der Kindheit begreiflich seyn kann. Es sind Erzählungen darunter, die Jünglingen dunkel und schwer seyn werden, welche sich weit über die Kindheit hinausgesetzt glauben.

Daran wird niemand zweifeln, der weiß, wie viel Verstand, wie viel Fähigkeit dazu gehört, daß ein Kind, ein Junge, und mancher Erwachsener selbst mit den Wörtern König, Staat, Regierung, Recht, Gesetze, Aufruhr, Krieg, Eroberung, genau bestimmte Begriffe verknüpfe.

Wir überlassen also dem Hofmeister jedes mal diejenigen auszuwählen, welche zu der Fähigkeit und den kleinen Einsichten seines Jungen passen; wenn er ihm mit der gehörigen Manier einhelfen wird, das Geschichtgen in seinem rechten Lichte zu betrachten, so wird dieses mit einem moralischen Nutzen begleitet seyn, der gewisser ist, als eines Systems von zusammenhangenden, in einander fortlaufenden Regeln und Beweisen;

gewiß nützlicher, als wenn man dem Jungen das Gedächtniß mit Nahmen von Königen, mit Jahrzahlen, mit Kunstwörtern der Erdkugel und der Himmelssphären, der Plätze, der Städte, der Länder, vollgepfropfet hätte. Jeder Vater wird damit zufrieden seyn, der nicht Wörter für Wissenschaft nimmt, die für das Kind oder den Jungen keinen Verstand haben; jeder Vater, der nicht Töne, Figuren, sinnliche Bilder, für Gedanken, Sätze, und Schlüsse hält.

Wer in den Geschichten unsers Vaterlandes nicht ganz unbelesen ist, wird leicht wissen, daß diese Erzählungen historisch sind, und wircklich geschehene Sachen in sich enthalten. Sie werden es andere versichern können, welchen an der Wahrheit der Sitten und der Cha-

rakter, die hier vorkommen, mit Recht viel gelegen ist. Historische Begebenheiten haben gewiß einen grossen Vortheil vor den erdichteten; es ist mehr Gewißheit dabey, daß sie richtig nach der Natur gezeichnet seyn, und weniger betriegen. Schon aus dieser Ursache sind sie den Fabeln weit vorzuziehen, selbst den äsopischen. Diese können zwar erwachsene Leute, die Erfahrungen und Kenntniß der Welt haben, unterrichten und ergötzen; aber sie Kindern zu erzählen wird meistens ohne Nutzen, und öfters gefährlich seyn. Denn da sie eine Decke über die Wahrheit ziehen, so werden sie schwer und dunkel für sie. Wie La Fontaine sie erzählt hat, kommen tausend Züge und Ausbildungen in dieselben, die über die Erfahrungen und die

Fähigkeit der Kinder weg sind. Und überhaupt, wenn es seine Richtigkeit hat, daß man Kindern nichts falsches vorsagen muß, wofür werden sie den Lehrer ansehen, der zu erst ihnen sagt, daß der Fuchs und der Rabe geredet haben? Man sagt, die Wahrheit brauche die Anmuth der Fabel; ich zweifle immer daran, gewiß ist es noch eine Aufgabe, ich will es doch setzen; aber braucht die Fabel die Anmuth auch gegen Kinder, die an der nackteten, ungeschmückten Wahrheit schon genug zu kauen haben? Und wozu braucht die Fabel die Anmuth des vielfältigen La Fontainischen Schmuckes? Braucht sie diese für andere als für Leute, welchen man das Gewürz noch würzen muß? Aber Kinder sind nicht solche Leute.

Wiewol dieses alles schon gesagt worden, kann man es genug sagen? Und hat jedermann von den unsern es gehört?

Was sind jetzt hundert unäsopische Fabeln, die man Jungen und selbst Kindern in die Hände giebt, anders als offenbare Streiche auf die wirckliche Natur der Dinge? Jupiter ist der Vater der Thiere und der Menschen; das Pferd ist mit seiner Gestalt unzufrieden; der Rabe lernt vom Adler brüten; das Schwein grunzt Gedanken; der Wolf bereuet seine Sünden; der Eichbaum fodert Dank; der Esel läuft mit dem Jagdpferde in die Wette, und er hilft sich mit einer Lügen aus; alle Thiere streiten um Rang und Würde. Und wie unnatürlich, wie falsch, wie aben-

theurlich sind die Personen, der Geist des Salomo; die Feyen; die eherne Bildsäule; der Springer im Schache; die Furien? Und die Morale dieser Fabeln, wie ist sie öfters ärger als spitzfündig und fein, öfters schalckhaft oder verkehrt?

Ich komme zu den historischen Geschichtgen zurück. Wenn der Junge in der Erkenntniß der besondern Menschen es zu einigem Grade der Vollkommenheit gebracht hat, so wird es ihm zur Erlernung der Geschichten eines Volkes eine grosse Erleichterung geben. Denn, wiewol das Naturell eines Haufens Menschen, das ist, eines Volkes, von dem Charackter der absonderlichen

einzelnen Menschen vielfältig unterschieden ist, so streuet doch die Kenntniß der Neigungen und Leidenschaften von individualen Personen, ein helles Licht über die Sitten und den Charakter einer ganzen Gesellschaft Menschen. Wir dörfen darum diese historisch-schweizerischen Erzählungen für eine gute Vorübung und Vorbereitung zu den Geschichten der Schweizer anpreisen.

Innhalt.

Seite

1. Der apostolische Lehrer. 1.
2. Die mit Silber bestreute Strasse. 3.
3. Der Mönch kein todter Mann. 4.
4. Der beste Syrup. 6.
5. Die Mäuse auf dem Herde. 7.
6. Die lange Nase. 8.
7. Die Kröte des Fisches Speise, der Fisch des Menschen. 10.
8. Die niedliche Rübe. 11.
9. Der Bruderhaß. 12.
10. Die Zuversicht auf den Feind. 14.
11. Der hinterlistige Schiffbruch. 15.
12. Der Wein des H. Gallus. 16.
13. Die Speise dem Feinde zugeführt. 18.
14. Der kaiserliche Besuch bey dem Schmiede. 21.

Seite

15. Der kaiserliche Gast bey dem Gerber. 23.
16. Blut um Blut. 25.
17. Der edle Bauer. 28.
18. Die Töchter im Harnisch. 30.
19. Die Galanterie in barbarischen Zeiten. 33.
20. Der Kranz statt eines Herzogthums. 36.
21. Die Zeichen und Vorbedeutungen. 37.
22. Das sanfte Verfahren mit dem öffentlichen Räuber. 40.
23. Die Probe mit dem heissen Eisen. 41.
24. Das göttliche Gericht über Königsmörder. 43.
25. Die Herren von Straßburg. 45.
26. Die bis unter das Rad getreue Gattin. 46.

Seite

27. Die Pfeile mit Papier gefiedert. 48.

28. Die Kraft des Vaterlandes. 49.

29. Der Abfall von dem schwächern Freunde. 51.

30. Die Errettung seiner Feinde. 53.

31. Der Held in der kleinen Statur. 55

32. Der verrätherische Bruder. 56.

33. Winkelrieds Vorbild. 59.

34. Die bestrafte Vorsichtigkeit. 62.

35. Die ungleich guten Schmiede. 64.

36. Der getreue Mann und der tapfere Mann. 66.

37. Die Strafe des Uebermuthes. 68.

38. Die Beute ohne Gefecht. 71.

39. Der Tod mit den Tapfern. 72.

40. Vulpecula provida. 73.

41. Die kostbaren Schuppen. 75.

42. Der Tod für den Herrn. 79.

Seite

43. Das Sturmlaufen der Tänzer. 80.
44. Die Gegenwart des Geistes. 82.
45. Die Maultasche. 85.
46. Die Kappen und die Schwänze an dem Kleide, die Schnäbel an den Schuhen. 87.
47. Der tödtliche Tanz. 91.
48. Die Historie in Reimsprüchen. 93.
49. Das gegessene Panier. 99.
50. Der Tod mit den Seinigen. 101.
51. Die belohnte Güte. 102.
52. Der leichtsinnige Schuldgläubiger. 104.
53. Das Bündniß zwischen Regensburg und Bülach. 107.
54. Die weibliche Tapferkeit. 109.
55. Die Mazze. 111.
56. Der Papst ein Ausreiter. 113.
57. Der gerechte Rechtsspruch. 116.

Seite

58. Die innere Gleichmüthigkeit. 119.
59. Die Sitten der alten Unschuld. 122.
60. Die entscheidende Haue. 141.
61. Die sich selbst schädliche Rache. 143.
62. Der Gerechtgütige. 146.
63. Die alte Redlichkeit. 148.
64. Der Vorzug im Sterben. 150.
65. Der Falsche und Grausame. 152.
66. Das Bad in Rosen. 157.
67. Die Schiffsflotte auf dem Zürchersee. 159.
68. Die nichtskostende Gutthat. 161.
69. Der Schlaf der Unschuld. 163.
70. Einer der frommen Alten. 165.
71. Der wolberedte Feldherr. 172.
72. Das geistliche Gericht gegen die Würmer. 176.
73. Der Einsiedler ein Patriot. 179.
74. Die freundschaftliche Tafel. 183.
75. Waldmanns Tod. 186.
76. Die Urkunde der Tapferkeit. 189.
77. Die Kinder, die ihre Mahlzeit von Gras halten. 191.
78. Die kommende Strafe. 194.
79. Der tapfere Bülacher. 196.

Seite

80. Der Cardinalswein. 198.
81. Das Geyerrupfen. 200.
82. Die Vertraulichkeit im Schlachtfelde. 202.
83. Der Auszug aus dem Vaterland. 204.
84. Das politische Testament. 210.
85. Der freundschaftliche Caprice. 214.
86. Die Nothwehr gegen die Justitz. 217.
87. Tausend Leben von Einem Tode verschlungen. 220.
88. Der politische Antistes. 226.
89. Heutelia. 229.
90. Der Witz unserer Großväter. 235.
91. Die Comische Landsgemeinde. 237.
92. Der Schattenstaat. 239.
93. Gastgebote bey Vermählungen. 244.
94. Die Sorge für die Falken. 246.
95. Die Gesellen mit dem Fuchse. 249.
96. Der Abt ein Todtengräber. 253.
97. Der gelehrte Seiler. 256.

Der

Der apostolische Lehrer. *

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts kam Arnold, ein apostolischer Mann, von Brescia gebürtig, nach Zürich, wo er etliche Jahre gegen die Laster und die Irrtümer seiner Zeit predigte. Er lehrete, daß es den Priestern nicht geziemete, und noch weniger den Mönchen, Ländereyen und Herrschaften zu besitzen. Sie sollten sich an den Erstlingen der Früchte, an den Zehnden, und an dem, was gutherzige Leute ihnen schenkten, begnügen. Er strafte die Pracht, den Stolz und die Wildigkeit der Prälaten und der Ordensleute mit unerschrockener Aufrich-

* 1140.

tigkeit. Und diese Kühnheit hatte ihm schon die Verdammungen von Innocentius dem zweyten zugezogen. Als hernach die Römer einen Versuch thaten, sich der päpstlichen Gewalt zu entziehen, und eine freye Regierung von einem Senat einzuführen, gieng Arnold nach Rom, wo er nicht wenig beytrug, sie in ihrem kühnen Unternehmen zu bestärken. Er hatte an dem Abt von Clairvaux, so der heil. Bernhardus geworden, einen hizigen Verfolger; u. Adrianus der vierte wußte mit Friederich Barbarossa so politisch umzugehen, daß er im Jahr 1155. nach Rom gieng, die Römer dem Papst unterwürfig machte, und Arnolden für einen Heretiker verbrennen ließ.

Die mit Silber bestreuete Strasse. *

Als Conrad von Bußnang, Abt von St. Gallen, einst an den kaiserlichen Hof reiten wollte, sprach er zu seinem Begleite: Nun will ich gutthätig seyn, bis ich zu Kostniz über die Brüke gekommen bin. Wer mich auf dem Weg um Silber bittet, und er ist es würdig, dem will ich es geben. Es fehlte nicht an Bittenden. Da er schon durch die Stadt Kostniz war, und izt über die Brüke reiten wollte, errennete ihn einer von Bodmen, der späte vernommen hatte, daß er mit seinem Silber so mild wäre. Der Abt sagte zu ihm: Herr von Bodmen, ihr wäret schier zu

* 1230.

späte gekommen. Er gab ihm vierzig Marke Silber. Darauf ließ er zusammen rechnen, was er auf der Strasse verheissen hatte. Es belief sich auf vierhundert Marke; und diese ließ er ohne Anstand mit baarem Silber ausrichten.

Der Mönche kein todter Mann. *

Derselbe Abt sprach einen Rechtsspruch, der den Herzog von Bayern sehr hart dünkete. Er sagte, der Abt wäre ein todter Mann, ein Mönche, man sollte von ihm nicht Recht nehmen. Der Abt erwiederte: Ich läugne es nicht, ich bin ein Mönche, und bin doch auch ein Fürst; ich mag allen Fürsten Recht sprechen. Der Herzog kam hernach in die Ungnade des Kaisers, Friederich des

* 1230.

zweyten. Dieser beschloß ihn zu bekriegen, und bat den Abt ihm Hülfsvölker zu schicken. Der Prälat erklärte sich so, ich will, sagte er, dem Kaiser über mein Vermögen Truppen zuführen, damit der Herzog sehe, daß ich nicht ein todter Mann bin. Er kam mit zweyhundert Rittern und Edlen zu ihm, und mit mehr als funfzig Schützen und Speerknappen, und sagte: Nun will ich in Bayern Vorreuter und Vorbrenner seyn. Er hielt auch Wort; der Herzog empfand es, und fragte: Wer ist der, der vor andern uns so übel begegnet? Man sagte ihm, es wäre der Herr von St. Gallen; der Herzog versezte: O ich weiß, daß ich des Kaisers und des Königs seines Sohnes Huld nicht gewinnen mag, ich gewinne denn des

Abtes Huld zuvor. Darauf arbeitete er an ihm, und gab ihm grosse Geschenke, daß er ihm ihre Gnade wieder erwürbe. Der Prälat nahm es auf sich, und söhnte sie mit ihm aus.

Vierhundert Marke Silber der beste Syrup.

Als König Heinrich, Friederich des zweyten Sohn, in Italien gehen wollte, hätte er gern gesehen, daß derselbe Abt Conrad mit ihm gegangen wäre; der Abt wendete einen Anfall von Fieber vor; der König erwiederte: Herr von St. Gallen, vierhundert Marke Silber wären ein Syrup euch das Fieber zu vertreiben. Der Abt lachete, und der Syrup würkte, daß er mit dem König gieng.

Die Mäuse auf dem Herde.

Ein andermal war Abt Conrad bey dem Kaiser in Italien, als ihm eine Botschaft kam, daß der Bischof von Kostniz, die Grafen von Kyburg, von Tockenburg, und andere, eine Verbindung gegen ihn gemacht hätten; er las den Brief vor dem Kaiser, und sagte: Kein Wunder, daß die Mäuse auf den Herd springen, wenn die Katze aus dem Haus ist. Der Kaiser lachete, daß er die mächtigen Herren so wenig scheuete, und sagte: Gehet denn nach Haus, und verjaget die Mäuse. Er kam auch insgeheim ins Land, und pflegte mit den Verbundenen Unterhand-

lungen, daß ihre Verbindung zernichtet ward.

Die lange Nase. *

Rudolfs von Habsburg Nase war etwas grösser, als sie gewöhnlich sind. Einmal, da er noch Graf war, saß er auf Kyburg; da kam der Hofnarr des Freyherrn von Regensburg auf das Schloß, sah ihm genau ins Gesicht, und sagte: Die Nase ist doch nicht so groß, wie man zu Regensburg gesagt hat. Der Graf dachte, daß man mehr als von der Nase geredt haben möchte, und fragte: Warum sagst du das? Der Narr erzählte: Heut sind viele Herren auf Regensburg zusammen gekom-

* 1250.

men, die sagten, sie wollten nicht aus einander gehen, bis sie dem Grafen die lange Nase kürzer gemacht hätten. Er wäre gleich zu Pferd gesessen, und nach Kyburg geritten, diese lange Nase, die man beschneiden müßte, zu besichtigen. Der Graf ließ es sich gesagt seyn, hieß seine Männer sich waffnen, und zog seinen Feinden entgegen, unter welchen er ein grosses Blutvergiessen anrichtete.

Er war so leutselig, daß er einen Scherz über seine Nase nicht übel nahm. Er war als Kaiser in Zürich, und hatte eine Menge Diener um sich; ein gemeiner Bürger hatte Mühe durchzukommen, und rief laut genug: Dieser König mit seiner langen Nase steht jedermann im Wege, ein Biedermann kann vor ihm nicht durch die Gasse

kommen. Der Kaiser lachete, und stand auf eine Seite.

Die Kröte des Fisches Speise, der Fisch des Menschen.

Rudolf war als Kaiser in Lindau, und man schenkte ihm einen grossen Fisch; als der Koch ihn ausnahm, fand er eine Kröte in seinem Schlunde, und wollte ihn wegwerfen. Der Kaiser wartete lang auf den Fisch, daß er ihn, wie er gewohnt war, unter seine Ritter vertheilte; dann ließ er den Koch kommen, und fragte ihn, wo er den grossen Fisch gelassen hätte. Der Koch erzählte von der Kröte. Aber der Kaiser sprach: Richte ihn nichtsdestoweniger

zu, die Kröte war seine Speise, und er soll meine und meiner Freunde Speise werden.

Die niedliche Rübe.

Rudolf von Habsburg war nichts weniger als verlekert; er hielt auf Pracht und Putz so wenig, daß er sich nicht schämte geflickte Kleider zu tragen; und seine Speise würzte der Hunger ihm mehr als der Koch. Er lag einmal als Kaiser im Feld, seine Edeln klagten sehr, daß sie Mangel an Speise hätten. Nicht weit von ihnen war ein Feld mit weissen Rüben bepflanzet, der Kaiser gieng in das Feld, zog eine Rübe aus, reinigte sie, und aß begierig. Wie durf-

tet ihr, sagte er, euch über Hunger klagen, da wir doch gerade vor uns so niedliche Speise haben?

Der Bruderhaß. *

Diethelm von Tockenburg, Kraftes, der von Lochern erschlagen ward, Vater, hatte eine von Graf Ulrichs von Welsch-Neuburg Töchtern geheyrathet, welche ihm viele Kinder gebahr. Sie legte einen tödtlichen Haß an Friederich, Diethelms jüngern Bruder, weil er ihr verheissen, die jüngste von ihren Schwestern zu heyrathen, und Hugos von Montfort Tochter heyrathete, seinen Aeltern zu gehorsamen, die fürchteten, die jüngere Schwester würde nicht sanft-

* 1263.

müthigern Geistes seyn, als die ältere. Sein gehorsames und sanftes Naturell hatte ihm die vorzügliche Liebe seines Vaters erworben, er gab ihm das Stammschloß Tockenburg, das über Fischingen hinauf liegt, und die Stadt Weil zum Eigenthum. Diese Gütigkeit des Vaters gegen den Bruder tilgete bey Diethelmen, der zuvor schon gegen ihn eingenommen war, die Natur vollends. Er machte Entwürfe gegen sein Leben. Er schoß einen Pfeil nach ihm über der MutterSchultern. Er wollte ihm in Klaret Gift beybringen. Dann fiel er ihm um den Hals, bat ihn um Verzeihung und Aussöhnung. Er lud ihn auf sein Schloß Reingersweil, gab ihm eine niedliche Mahlzeit, und in der nächsten Nacht ermordete er ihn im ersten Schlafe.

Die Zuversicht auf den Feind. *

Der Abt von St. Gallen, Berchtbold von Falkenstein, hatte sich in gute Verfassung gesetzt, Rudolfen von Habsburg mit Krieg anzufallen. Der Graf hatte keine Neigung mit ihm zu kriegen. Eines Abends, als der Abt in der Stadt Weil zu Tische saß, kam man ihm zu sagen, der Herr von Habsburg wäre vor dem Thor. Er befahl ihn einzulassen. Der Graf saß nur ab, und gieng zu dem Abt, der ihn höflich empfieng. Herr von St. Gallen, sagte der von Habsburg, wir haben einen Streithandel, und ich bin gekommen alles nachzugeben, was ihr mit Recht fodern könnet. Der Prälat hatte einen

* 1266.

Gefallen an dem Zutrauen, womit er sich in seine Gewalt geliefert hatte, und sie wurden nach wenigen Reden mit einander einig.

Der hinterlistige Schiffbruch. *

Als die Zürcher mit Lütholden von Regensburg Krieg führten, rüsteten sie Schiffe aus, wie sie gewohnt waren, nach Basel zu laden, aber in zwey derselben verbargen sie unter die Kaufmannsgüter Gewaffnete. Unterhalb Glanzenberg war ein Gehölz, vor welchem man sie in dem Städtgen nicht mehr sah. In dem Wäldgen stiegen die Soldaten ans Gestade, warfen einige schlechte Waaren in den Fluß,

* 1268.

liessen die Schiffe fliessen, und erhoben ein Geheul, wie von Nothleidenden. Die Glanzenberger liefen vor die Thore, und liessen das Städtgen unbewachet. Indeß brachen viel im Gehölze hervor, rannten die Thore ihnen ab, und verbrannten das Städtgen.

Der Wein des heil. Gallus. *

Berchtold von Falkenstein, Herr von St. Gallen, liebte sehr die brausenden Gastgebote. Er versahe sich mit den besten Weinen von Bozen, von Cleven, vom Neckar, und aus dem Elsaß. Einmal ließ der Bischof von Basel ihm einige Fässer, die er auf eine Wirthschaft beschrieben hatte, abstossen.

* 1268.

Der Herr von Rötheln, der beyden, dem Bischof und dem Abt, anverwandt war, warnete den Bischof, und sagte: Herr Bischof, lasset dem Abt seinen Wein, und wisset, er kann euern Feind, den von Habsburg, mit Zweyhundert zu Pferd verstärken. Ja, sagte der Bischof, an einem Vorhang gestickt. Nicht lange hernach kamen auf die Wirthschaft des Abts mehr als neunhundert Ritter, und gleich damals warb der von Habsburg an ihn, daß er ihm gegen den Bischof hülfe. Der Abt versprach es, und führte mehr als dreyhundert Ritter und Edle zu dem Grafen. Doch ward so lange gemittelt, daß es ungestritten blieb. Die Herren kamen in dem Kloster Buckeim zusammen. Der

Bischof machte dem Abt Vorwürfe: Herr von St. Gallen, womit verdiente die heil. Jungfrau, daß ihr und der heil. Gallus gegen sie auszoget? Der Abt erwiederte: Herr von Basel, und womit verschuldete es der heil. Gallus um die heil. Jungfrau, daß ihr ihm seinen Wein nahmet, den Ritter und Edle sollten getrunken haben?

Die Speise dem Feind zugeführt. *

Die Schenken von Winterstätten, im obern Thurgau, waren im dreyzehnten Jahrhundert so mächtig, daß sie mit dem Bischof von Kostnitz Krieg führten. Einst belagerte der Bischof Eberhard das Städgen Winterstätten. In seinem Lager

* 1268.

war der Abt Berchtold von St. Gallen, der mit dem Bischof in Verbindungen stand, aber ein alter Freund und Gönner der Herren von Winterstätten war. Er war ein geschickter Mittler, und dacht bald Vorschläge aus, den Bischof mit ihnen zu versöhnen; die Belagerung ward aufgehoben. Der Abt hatte zur Unterhaltung seiner Truppen einen grossen Vorrath von Wein, Meel und Fleisch, mit sich gebracht; denselben befahl er durch Winterstätten nach St. Gallen zu führen. Die Schenken hatten an dem allem grossen Mangel, und stiessen es ab, als eine Beute, die der Himmel ihnen geschickt hätte. Dem Bedienten des Abts, der den Wagen begleitete, schenkten sie ein Kleid von dem besten Tuch, das man fand,

und baten ihn sehr, sie dem Prälaten zu empfehlen. Der Abt nahm es nicht für Scherz auf, er klagte dem Bischof, daß sie ihn beraubet hätten, und bat ihn, daß er sie anhielt, ihm das abgenommene zu ersetzen. Der Bischof ließ ihm sagen, hätte er ihnen den Vorrath nicht gegönnet, so hätte er ihn nicht mitten in ihre Stadt führen lassen. Damit war der Handel geschlichtet. Dieselben Schenken hatten mehr als tausend Marke jährlicher Renten, und wurden hernach so arm, daß sie zu Fuß giengen von einem Herrn zum andern, und um Beysteuer baten.

Der kaiserliche Besuch bey dem Schmiede. *

Rudolf von Habsburg war itzt Kaiser, und in der Stadt Zürich, wo er eine Bürgersfrau von ungemeiner Schönheit sah. Er legte seine königlichen Kleider ab, und kam in einen Kaufmann verkleidet in ihr Haus. Der Mann, der ein Schmied war, stuhnd vor seinem Ambos, hieß ihn nur die Treppe hinaufsteigen, wo er die Frau, der er nachfragete, wol finden würde. Der Kaiser blieb eine kleine Stunde bey ihr, die er mit liebesvollen Gesprächen wol anwendete. Dann gieng sie hinunter, und erzählte dem Mann, daß es der König wäre, den er so schlecht empfan-

* 1270.

gen hatte. Er erschrack, eilete zu ihm hinauf, bat ihn um Verzeihung, und daß er seine Ungnade nicht auf ihn werfen, sondern seine Besuche, wann, und so oft es ihm gefiele, wiederholen möchte. Der Kaiser versicherte ihn seiner Huld, und schickte der Frau ein kostbares Stük Tuch zu einem Kleide. Man muß bekennen, daß er die Züricher und Zürcherinnen liebete, vermuthlich mehr als ihre Stadt.

Der kaiserliche Gast bey dem Gerber. *

Ein ander mal war er in Basel, wo er einen Weißgerber sah, der auf der Gasse eine Haut bearbeitete, die über ein Holz gezogen war. Er sagte zu ihm: Gerber, was für ein angenehmes Leben hätte ein Mann, der hundert Marke Einkünfte, und eine schöne Frau dazu hätte. Der Gerber erwiederte: Ich habe beydes. Der Kaiser stand verwundert, und sprach: So bald ich werde vom Pferd gestiegen seyn, will ich kommen mehr davon zu hören.

Alsobald warf der Gerber seinen schmutzigen Rock von sich, legte nette und anständige Kleider an; er befahl

* 1270.

seiner Frau eine Mahlzeit zu bereiten, seine silbernen und goldenen Tischgeschirre auf das Büfet zu stellen, auch an niedlichen Speisen und auserlesenen Weinen keinen Mangel zu lassen; sie selbst sollte sich in ihrem besten Putz von Seiden und Purpur in die oberste Stelle der Tafel setzen. Der Kaiser kam und fand das alles, und das schönste Weib. Er konnte nicht genug loben. Da du den Ueberfluß besitzest, sprach er, warum schleppest du dich mit der garstigen Arbeit? Ich schäme mich derselben nicht, anwortete der Gerber, weil sonst meine Habe bald abnehmen, und in kurzer Zeit verschwinden würde.

Blut um Blut. *

Graf Kraft von Tockenburg starb von der Hand eines Meuchelmörders wie sein Onkel Graf Friederich; und Friederichs Mörder war Diethelm, Krafts Vater, und Friederichs Bruder, der ihn durch verstellte Versöhnung auf sein Schloß Reinersweil gelocket, und in der Sicherheit des ersten Schlafes umgebracht hatte. Kraft hatte in seinem Blute eine starke Tinktur von der Galle seines Vaters und seiner Mutter, die an dem Brudermord nicht wenige Schuld auf sich hatte. Er lag öfters gegen die Aebte von St. Gallen im Feld, denn er konnte nicht verzeihen, daß Abt Conrad, einer von Bußnang, seinen

* 1270.

Vater, Diethelmen, wegen des Meuchelmordes in Acht u. Bann gebracht hatte. Einem Edelknecht, Locher genannt, hatt' er seinen Bruder erschlagen, und sich seiner Güter bemächtiget. Als er auf eine Zusammenkunft mit dem Grafen von Kyburg nach Oberwinterthur ritt, saß Locher auf ein gutes Pferd ihm aufzupassen. Er erreichte ihn, da er eben vor einem Fuder Heues her trabete; er ritt hinter dem Heu zu ihm hervor und erstach ihn. Kraftes Diener setzeten ihm nach, aber sein Pferd rennete schneller, und bracht ihn bis an den See, der bey Helfenberg liegt; wo es unter ihm fiel. Er senkte sich in den See bis an den Mund, und streute Seeblätter über das Haupt.

In dieser Stellung blieb er bis in die Nacht unausgespürt, und erst in der tiefen Nacht gieng er aus dem Wasser.

Kraft hatte einen poetischen Geist; wir haben noch etliche Liebesgesänge, die er seiner Geliebten, Gutta von Falkenstein, Abt Berchtoldens v. St. Gallen Nichte, gesungen. In einem derselben scherzet er mit ihrem Nahmen Gutta:

Mir ist niht lieber danne guot
Des wil ich niemer mich geschamen
Swa mans seit ze mere
Swie selten es mir liebes tuot
Doch minne ich es durch sinen namen
Guot ist unwandelbere
Nu merkent was ich heisse guot
Des doch viel maniger niht en tuot
Min frowe ist guot bi der ich gerne were

Der edle Bauer. *

Man hat noch nicht vergessen, daß einmal ein Herzog von Oesterreich, wahrscheinlich einer von Kaiser Albertens Prinzen, der von Rapersweil nach Winterthur ritt, in dem Feld bey Hegnau einen wolgekleideten ansehnlichen Mann die Pflugschaar führen sah, die von schönen Pferden gezogen, und diese von einem wolgebildeten Jungen getrieben wurden. Ey doch! habe der Herzog gerufen, wenn hat man einen so politen Bauer, von so guter Mine, mit so vortrefflichen Pferden im Feld und am Pfluge gesehen? Sein Hofmeister gab ihm darauf die Nachricht: Herr,

* 1280.

es ist der Freye von Hegnau, und der Junge ist sein Sohn. Gewiß werden Sie morgen beyde an den Hof kommen sehen, Ihnen aufzuwarten. Wirklich kam folgenden Tag der von Hegnau mit seinem Sohn und noch fünf Pferden nach Winterthur, dem Herzog die Hand zu küssen. Alle waren wol, gekleidet, und ihre Pferde ritterlich ausgerüstet. Noch in demselben Jahrhundert war Jagen, Fischen, Vogelstellen, die tägliche Arbeit der edeln Herren, die ein gutes Herz in der Brust hatten. Ihre Speisen waren selbstgejagtes Wildprät, und ihr Trank Molken.

Die Töchter im Harnisch. *

Der Mönch Johannes von Winterthur erzählet: Die von seiner Vaterstadt beredeten den Herzog Albert, sie hätten in der Schlacht bey St. Georg so viel Züricher erleget oder gefangen genommen, daß es ihm eine leichte Arbeit seyn würde, sich ihrer Stadt zu bemächtigen. Albert zog mit einem starken Heer vor Zürich; die Züricher fanden sich in der That so schwach, daß sie die Frauen und Töchter, (und mit Leuten vom weiblichen Geschlecht war die Stadt reichlich versehen,) bewafneten, und ihnen Spiesse, Schild und Harnische gaben. So gerüstet machten

* 1292.

sie auf der breiten Brücke ihre Ordnung, und zogen von da auf den Lindenhof, wo der Feind, der auf dem Zürcherberg in den Weingärten gelagert war, sie im Gesicht hatte. Sie bezeigten auf dem Hofe mit Kriegesspielen, mit Gesang und Tänzen, eine Munterkeit, welche nicht in ihren Herzen war. Der Herzog sahe sie für eine Armee von Männern an, und ließ sich mit ihnen in Handlungen ein. Einige glaubten doch, der Betrug wäre ihm nicht verborgen gewesen, er hätte genug daran gehabt, daß er der Stadt seine Uebermacht gezeiget hätte. Man hat in unsern Tagen von dieser romantischen Geschichte gesungen:

Dem Engel, der das Paradies
  Vordem bewachet hat,
Dem gleichest du, mein schönstes Kind,
  In dieser blanken Tracht.

Er drohte nur dem bösen Feind,
  Dem Frommen lacht' er zu:
Dein blaues Aug droht unserm Feind,
  Und, mir, mir lacht es froh.

Des frechen Feindes scharfer Pfeil
  Zisch über dir vorbey,
Dich treffe nur der sanfte Pfeil
  Vom kleinen Liebesgott!

Die Galanterie in den barbarischgenannten Zeiten. *

Johannes Hadloub, von edlem Bürgergeschlecht in der Stadt Zürich, war wegen seiner artigen Gesänge bey fürstlichen und gräflichen Herren wol gelitten. Er war öfters um die Personen Bischof Heinrichs von Kostnitz aus dem Hause von Klingenberg, der Kaiser Rudolfs Kanzler gewesen war; der Aebte von Einsiedeln und von Petershausen; der Aebtißin vom Frauenmünster in Zürich; Herrn Albertens von Klingenberg, des Bischofs Bruders; Graf Friederichs von Tockenburg und Lütoldens, des Freiherrn von Regensberg.

* 1300.

Hadloub liebte eine vornehme Tochter, und er hätte sich für den glücklichsten Menschen gehalten, wenn sie ihn nur für ihren poetischen Diener angenommen hätte. Diese Herren mußten alle ihre Beredsamkeit erschöpfen sie zu bewegen, daß sie ihn vor sich liesse, ihm die Hand böte, und ihm etwas schenkete. Mit welcher Mühe sie dieses letztere gethan habe, will ich mit seinen Worten sagen:

Si baten ſi vaſte eteswas geben mir
Des ſi an ir lange hete gehan
Alſo warf ſi mir ir nadelbein dort her
In ſueſſer ger balde ich es nam
Si namen mirs und gabens ir wider do
Und irbaten ſi das ſi mirs lieblich bot
In ſender not wart ich ſo fro.

Der Freiherr von Regensberg hatte ihr Wort, daß sie Hadlouben mit den Worten empfangen wollte, Gott grüsse meinen Diener.

Si lobte ims mit ir wissen hende in sin hant

Sie fürchtete, daß sie mehr versprochen hätte, als ihrer jungfräulichen Sittsamkeit geziemte, und nahm ihr Versprechen zurück.

Sust besante der werde Regensberger mich
Mit im gieng ich dar uf den trost
Ich wande das ich leides fri da wurde iesa
Do wart ich da frœiden erlost
Si slos sich in ein stuben der geschicht
Er bat si und edil frowen edil man
Vil har us gan do half es nicht.

Der Kranz für ein Herzogthum.*

Johannes von Oesterreich, Herzog Rudolfs von Schwaben Sohn, hatte itzt zwanzig Jahre, und bat öfters den Kaiser Albert, seinen Onkel, daß er ihm die Regierung seines Herzogthums übergebe. Der Kaiser wies ihn einmal mit diesen Worten ab: Vetter, wie seyd ihr so begierig zu regieren, und ihr seyd noch so jung? Zugleich brach er einen Zweig von einem blühenden Baum, flocht ihn in einen Kranz, und setzte ihn dem Prinzen auf das Haupt. In dieser Blühte eurer Tage, fuhr er fort, steht ein Kränzgen euch besser, als eine Provinz zu regieren.

* 1308.

Die Zeichen und Vorbedeutungen. *

Unsere Geschichtschreiber haben ihre Ostenta und Portenta wie die römischen. Als der Kaiser Albert in das Aargau gekommen war, die drey Reichsländer anzufallen, kam ein Ritter seiner Bekannten zu Fuß und mit blutigem Angesichte bey ihm an. Als er fragete, wer ihn so zugerichtet hätte, erzählte dieser:

Als ich ruhig auf meinem Pferde daher ritt, fiel mich ein Schwarm Hornissen an, und stach so wütend in mich, daß ich vom Pferd steigen mußte. Ich nahm dem Roß den Sattel ab, und legte ihn für einen Schild auf mein

* 1308.

Haupt. Ich entgieng den grimmigen Inseckten mit grosser Mühe; aber ich sah sie an das Pferd setzen, es stechen und peinigen, bis es fiel. Der Kaiser sagte, es bedeutet nichts gutes. Dieses geschah den 22sten April, und am folgenden ersten May ward der Kaiser von seinem Enkel erschlagen.

Petrus Jovius, der italiänische Geschichtschreiber, meldet, den Abend, an welchem die Völker der Cantons in Novara angekoñen, seyn die Hunde der Franzosen in die Stadt zu laufen gekommen, sie haben denen, die Schildwache stuhnden, geliebkoset, und sich an sie geschmieget. Jacob Metti von Uri habe es dem Herzogen erzählt, und ihn versichert, daß es eine zuversichtliche Bedeutung des Sieges wäre.

Ein andrer von unsern eignen Geschichtschreibern schreibt: Herr Diethelm Röust habe von Herrn Marcus Röust, seinem Vater, gehört, als er zu Baden auf dem Tag gewesen wäre, da die Bündniß mit des gefangenen Herzog Ludwigs Sohne geschlossen worden, haben alle Gesandten plötzlich drey Streiche gehört, als wenn man mit der Faust auf den Tisch geschlagen hätte; ein jeder von ihnen habe sich entsetzt, und die andern angesehen; nachdem hernach der Verlust bey Novara, und die Niederlagen bey Marignan und Mayland geschehen wären, so hätte man sich an obige drey Streiche erinnert.

Das sanfte Verfahren mit dem öffentlichen Räuber. *

Landeberg beherrschete die Unterwaldner aus den Schlössern Rotzberg und Sarne mit einem eisernen Stabe. Da der Junge von Melchthal den Soldat, der seine Ochsen ausspannen wollte, mit der Gerte schlug, stach Landeberg für die Lebhaftigkeit des Sohnes dem Vater die Augen aus. Wolfenschieß hieng seinen üppigen Lüsten unter seinem Schutze nach. Das Land konnte auf sie als auf Wölfe, die in ihre Thäler eingebrochen waren, Jagd machen. Ein Junge ließ sich von einer Dirne an einer Strickleiter auf das Schloß Rotzberg hinaufziehen, und zog seine Cameraden nach.

* 1308.

Andere warfen unter dem Thore von Sarne die Körbe mit Neujahrsgeschenken von sich, stecketen Eisen an die Stöcke, und bemächtigten sich des Schlosses und der Person des Landebergers. Sie tractierten ihn doch nicht als einen reissenden Wolf, sondern führten ihn an ihre Gränzen, und liessen ihn Versöhnung schwören.

Die Probe mit dem heissen Eisen. *

In der Stadt Bern ward eine Frau eines Diebstals beschuldiget; sie erbot sich ihre Unschuld damit zu beweisen, daß sie das heisse Eisen in der blossen Hand tragen wollte. Wiewol starke

* 1309.

Anzeigen waren, daß sie der That schuldig wäre, so ward ihr doch die Probe zugelassen. Und sie trug wirklich das glühende Eisen, ohne den geringsten Schaden davon zu nehmen. Der Schuldheiß, die Räthe, und eine Menge Volkes waren zugegen.

Dieser Weg sich zu rechtfertigen, war aus den ältern Zeiten, doch in dem Gesetze nicht befohlen, sondern nur geduldet. Man hieß die Probe das Urtheil Gottes. Gewiß hat dieses Weib bewiesen, daß sie eine harte, lederne Haut hatte.

Von dieser Art, seine Unschuld zu beweisen, war der Zweykampf, der bis ins vierzehnte Jahrhundert gebraucht ward. Wir lesen von einem solchen, der in derselben Stadt einer Weibsper-

son gegen einen Mann erlaubt ward, in welchem dieselbe siegete.

Gewöhnlich ward der Kampf dem weiblichen Geschlechte nicht gestattet; sie konnten wol einen Mann zum Kampfe herausfodern, aber sie mußten zugleich den Mann anzeigen, der für sie kämpfete.

Das göttliche Gericht über Königsmörder. *

Einer von unsern Geschichtschreibern hat angemerkt, daß von den Herzogen u. Grafen, die zusammengeschworen hatten, den sanftmüthigen Kaiser Adolf umzubringen, keiner des natürlichen Todes gestorben wäre; einer von ihnen wäre vor der Schlacht erschlagen wor-

* 1309.

den; der zweyte in der Schlacht in seinem Harnische erstickt; den dritten hätte man im Sessel sitzend todt gefunden; der vierte wäre im Wasser ertrunken; der fünfte unsinnig geworden; den sechsten hätte ein Schlächter erstochen; den siebenden sein Enkel erschlagen. Adolfs Blut mag wol die Rache des Himmels gewaffnet haben; aber auch von den Zusammengeschwornen, die den Julius Cäsar, den Unterdrücker seiner Vaterstadt, erschlagen haben, sind die meisten durch gewaltthätige Wege umgekommen.

Die Herren von Straßburg. *

Die Stadt des Reiches, Straßburg, schickte ihre Gesandten zu Kaiser Heinrich dem siebenden, welche ihn also anredeten: Großmächtiger König, unsere Herren von Straßburg bitten ihre königliche Würde um die Bestätigung ihrer Freyheiten. Der Kaiser runzelte die Stirn, und kehrte ihnen den Rücken. Sie lernten ihren Fehler, und kamen nach einiger Zeit wieder, und: Allergnädigster Herr, sagten sie, Ihrer königl. Majestät Bürger und Diener in Straßburg bitten unterthänig um Bestätigung ihrer Freyheiten. Itzt antwortete der Kaiser mit gütigem Gesicht: Die Herren von Straßburg kaŭte

* 1309.

ich nicht, aber meine Bürger von Straßburg kenne ich wol, und ihre Bitte soll ihnen gewährt werden.

Die bis unter das Rad getreue Gattinn. *

Der Tod auf dem Rade ward in Deutschland in den Zeiten der Anarchie erfunden, wo diejenigen, welche sich der Hoheit bemächtigten, jeden, der sich ihnen entgegensetzen dorfte, durch die Schrecknisse einer unerhörten Peinigung hinderhalten wollten. Also ward der von Wart, der bey der Ermordung Kaiser Alberts, als Herzogs Johannes Diener, gegenwärtig war, einem Pferd an den Hals gestrickt, und

* 1309.

auf die Stätte geschleift, wo die That geschehen war. Daselbst ward er auf ein Rad geflochten, und auf demselben lebendig aufgerichtet. Seine Gemahlin legte sich kreutzweise unter das Rad, weinete und betete, und wollte nicht weichen, wiewol er selbst sie vom Rade bat, und sprach: Gehe doch, deine Gegenwart, deine Thränen, dein Winseln und Klagen thut viel schmerzhaftere Schläge auf mein Herz, als alle diese Marter, die ich leide. Sie antwortete, ich begehre von Gott nichts mehr, als mit dir zu leiden und zu sterben. Erst nach seinem Tod und Begräbniß gieng sie zu Fuß nach Basel, wo ihr fressender Harm sie in kurzer Zeit dahin riß.

Die Pfeile mit Papier gefiedert. *

Als Leopold anzog, das Land Schweitz in die Knechtschaft zu stürzen, war auch ein Edler von Hüneberg, einem Schloß unweit von Zug, in seinem Lager; in dem Herzen dieses Manns erwachte Mitleiden für die unschuldigen Männer von Schweitz. Er fiederte etliche Pfeile mit Papier, auf welchem geschrieben war: An dem Morgen des Tages, der St. Othmars Tage vorhergehet, hütet euch am Morgarten. Er schoß diese Pfeile vom Zugersee hinaus in das Dorf Art, wo die von Schweitz eine Verschanzung hatten. Dieses war ihre Rettung; denn so gewarnet konnten sie die Höhen am Morgarten besitzen.

* 1315.

Die Kraft des Vaterlands. *

Als Leopold von Oesterreich gegen die drey Länder anrückte, hielten sich in den angränzenden Gegenden etwann funfzig Männer auf, die das Land verschuldet hatten. Die Liebe zum Vaterland war bey ihnen nicht erloschen; sie glaubten, daß sie ihm in dieser Noth ihr Leben schuldig wären. Also nahmen sie unterm Morgarten über dem Sattel einen Berg ein, unter welchem eine enge Strasse war; sie trugen grosse Steine und Stöcke auf den Berg, und als Leopolds Pferde so tief hinein kamen, daß die Rosse keinen Schwung mehr haben mochten, liessen die Lands-

* 1315.

verwiesenen Steine und Stämme den Berg niederlaufen. Die Truppen der drey Länder liefen zugleich den Berg hinab an die Feinde; jeder hatte eine Gese oder Helnbarte in der Hand, womit sie hieben und stachen Die Pferde wurden schellig, giengen durch, und rennten in ihr eigenes Fußvolk. Von Zürich waren funfzig Männer in Leopolds Heer, die fand man alle nahe bey einander am Morgarten liegen. Diesen gehört auf der Seite der Ueberwundenen dasselbe Denkmal, welches auf der Ueberwinder Seite die funfzig Banditen verdienen.

Der Abfall von dem schwächern Freunde. *

Wernher, Graf von Homburg, der seine Stammgüter am Rhein hatte, wo die Birse in diesen Fluß fällt, hatte den Kaiser Albert und seine Söhne beleidiget, da er ihnen sein mütterliches Erb, die Burg Alt-Raversweil, die Marche dabey, und das Thal Wägi nicht hatte übergeben, und nicht ihr Vasall und Diener seyn wollen. Er setzte sich in grosses Ansehn bey dem Kaiser, Heinrich dem siebenden, aus dem gräflichen Hause Lützelburg, dem er als sein oberster Feldherr die Lombardei im Gehorsam erhielt. Er stand mit dem Land Schweitz in freundschaft-

* 1315.

lichen Verbindungen; doch als der Kaiser starb, bemühete er sich um die Gunst der Herzoge von Oesterreich, und zog mit Leopold an den Morgarten. Dafür hat ein politischer Schriftsteller unsrer Zeit ihn mit diesen Worten apostrophiert: Auch du, Wernher von Homburg, bist von der guten Sache abgefallen! Waren keine Rechte mehr auf der Welt zu vertheidigen, nachdem du deine eignen verhandelt hattest? Hat jener Weihrauch, welcher in dichten Wolken an den Höfen der Grossen, von der untersten Stufe des Ansehns bis zum Thron des Fürsten emporwallt, deinen hohen Geist ersteckt, und die heilige Flamme erlöschet, mit welcher du vor wenigen Jahren dem

Muth der drey Länder vorgeleuchtet hattest?

Die Errettung seiner Feinde. *

Der Leopold, der Morgarten berühmt gemacht hat, berennete die Stadt Solothurn. Er hatte an der obern Seite derselben eine Brücke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so hoch anlief, und so ungestüm wütete, daß die Brücke in grosser Gefahr stand hingerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie destomehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strohm beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine ins Wasser. Die

* 1318.

von Solothurn hatten es wol bemerket, und sahen die Nothleidenden gegen die Stadt und die Aarbrücke in der Stadt herniederfliessen, und sich so gut sie konnten an den Pfälen, die sie ergriffen, fest halten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, und die Männer von Solothurn hätten ihren Untergang befödern, oder ihm wenigstens zusehen können. Aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, giengen mit ihren besten Schiffen ins Wasser, und brachten sie an das Gestade. Dann schickten sie alle, die sie gerettet hatten, dem Herzoge wieder in sein Lager. Er empfand die Schönheit ihrer Handlung, und hob die Belagerung auf.

Der Held in der kleinen Statur. *

Leopold von Oesterreich, Albertens des Kaisers Sohn, hatte den Ruhm eines Helden; der König in Frankreich, Philipp, der Schöne, ward begierig ihn zu sehen, und gieng ihm bis in Burgund entgegen; ſed dum præ cæteris comitivæ ſuæ gracilem & parvæ ſtaturæ, veſtitum tunica griſea, coopertumque capite virgato ſeu acuto pileo aſpiceret, mirari ultra modum tacitus intra ſe cœpit dicendo: Divini muneris eſt non humani, quod tam exiguus homo in corpore tam magno robore vigeret, & tantæ excellentiæ gloria atque magnanimitatis, & fama

* 1320.

magnificentiæ per Orbis Climata præpolleret.

Ex Chronico Monachi Joannis de Wintertur.

Der verrätherische Bruder. *

Hartmann und Eberhard, Grafen von Thun und Burgdorf, die sich von Anna von Kyburg, ihrer Mutter, Grafen von Kyburg nennten, waren Brüder von ganz ungleichem Gemüthe. Hartmann war aufrichtig, und hatte Religion; Eberhard hatte weder Religion noch Ehre. Dieser sollte, ein Gelübd seines Vaters zu erfüllen, ein Priester werden, er besaß würklich etliche Canonicate und Probsteyen, wiewol er nicht

* 1322.

geweihet war, und keine Lust hatte sich weihen zu lassen.

Hartmann sah dieses als einen Kirchenraub an, und machte ihm darüber Vorstellungen; wenn er sich doch nicht entschliessen könnte in der Kirche zu dienen, so sollte er die geistlichen Präbenden abtreten; dagegen wollte er das väterliche und mütterliche Gut mit ihm theilen. Eberhard nahm dieses so auf, daß er ihn nöthigen wollte geistlich zu werden. Eines Tages hatte Hartmann Eberharden in ihrer Stadt Burgdorf besuchet, und alle äusserlichen Freundschaftsbezeugungen von ihm empfangen, inzwischen daß der falsche Bruder mit einigen österreichischen Herren abgeredet hatte, daß sie ihn auf dem Rückweg auffangen sollten. Sie hielten ihn

in der Stadt Freyburg eine lange Zeit gefangen, bis sie ihm die Freyheit unter der Bedingung gaben, daß er nimmer einen Fuß aus seinem Schloß Thun setzen sollte. Aber das war für den menschenfeindlichen Bruder zu grosse Gütigkeit; Hartmann hatte keine Kinder, und sein Tod hätte ihn zum Besitzer von Thun und vielen schönen Herrschaften gemacht. Er dinget einen von Kien, der itzt noch nicht Bürger in Bern war, und noch etliche andere, daß sie unter dem Schein eines freundschaftlichen Besuchs in das Schloß Thun ritten, wo sie den guten Grafen in der Schneckentrreppe mörderisch überfielen und tödeten.

Die Bürger von Thun, die ihn sehr lieb hatten, berenneten die Burg, in welcher sie sich eingeschlossen hatten. Sie zu befreyen sahe Eberhard sich genöthiget, die Hülfe der Berner, mit Abtretung etlicher Herrschaften, für die er eine geringe Summe empfieng, und um einen jährlichen Tribut von ein Mark Silber zu erkaufen.

Winkelrieds Vorbild. *

In der Fehde, die Bern mit Eberhard von Burgdorf und Thun hatte, dem Brudermörder, war bey des Grafen Truppen ein Edelmann von Regensburg, Stulinger genannt, der sich

* 1331.

dem Grafen und seinen Herren von Oesterreich, deren Vasall er war, gefällig zu machen, mit derselben Stärke des Muths sein Leben aufopferte, womit Winkelried viele Jahre hernach den Cantons bey Sempach den Sieg durch seinen Tod erkaufte. Beyder Geschicht hat so viel Aehnlichkeit, als wenn es eben dieselbe und nur die Personen unterschieden wären. Die Berner mit den Solothurnern vereiniget, hatten sich in die geschlossenste Schlachtordnung gedrängt, und ihre lange Spiesse vor sich gestreckt. Sie schienen einer runden stachlichten Krone gleich. Die Truppen des von Burgdorf sahen keinen Ort, wo sie in sie eindringen könnten, bis der starke Stulinger auf einem grossen

und schnellen Rosse vollen Enthusiasme unter die Feinde hineinsprengete, damit er eine Lücke öffnete, den dichten Phalanx zu zertrennen. Er ward augenblicklich von zwanzig Lanzen durchstochen; aber die so bey ihm waren, drangen ihm wie Löwen nach, und erweiterten die Bahn mit erwünschtem Glücke. Zweyhundert Berner und eben so viel Solothurner blieben auf der Walstatt; und nach diesem Siege litten die Städte von ihnen grosse Verwüstungen, Raub und Brand.

Ich halte den Hans Stulinger, der im Jahr 1393. das Bündniß zwischen Bülach und der Neuen-Regensburg als Schuldheiß von Regensburg unter-

zeichnet hat, für einen Nachkömmling dieses Helden.

Die bestrafte Vorsichtigkeit. *

Die von Freyburg zogen mit ihren Truppen über den langen Berg hervor, Belp, ein ansehnliches Dorf der Berner, zu verderben. Aber die von Bern hatten von ihrem Vornehmen Winke bekommen, und kamen noch vor ihnen bey Belp an. Die bernerischen Truppen waren voller Begierde mit den Freyburgern zu schlagen, wiewol diese ihnen an der Zahl und an der Rüstung weit überlegen waren. Der Feldhauptmann der Berner, Lorenz Münzer, sah grosses

* 1333.

Blutvergiessen mit wenigem Nutzen vor Augen. Er hatte alle sein Ansehn nöthig, und es reichte kaum zu, sie abzuhalten, daß sie nicht an den Feind liefen. Er war Schuldheiß der Stadt, und ein weiser, rechtschaffener Mann, der im Rathhause und im Felde dem Vaterland vortreffliche Dienste gethan hatte. Er hatte die bernerischen Truppen geführt, welche die Festung Mülinen bey Asche, über Thun hinauf, entsetzt, und die Herren von Griers, von Wisenburg, und von Thurn über die Kandel hinaus gejagt haben. Tschudi nennt ihn Wernhard. Aber seine Truppen hielten sich berechtiget, seine Vorsichtigkeit Furchtsamkeit zu nenn,n. Als sie nach Haus kamen, verlästerten sie ihn

als einen feigen, verzagten Mann so lange bis er von dem Schuldheissenamt entsetzt ward. Alle seine Verdienste um die Stadt mochten ihn vor der Verleumdung nicht retten.

Die ungleich guten Schmiede.*

Jordan von Bürgenstein war den Bernern von Herzen feind; er war von den ersten gewesen, die den Feldzug gegen sie geschmiedet hatte. Er sendete einen vertrauten Diener aus, der Feldschlacht vor Laupen von weitem zuzusehen, damit er ihm zeitig Nachricht von ihrem Ausgang bringen könnte.

Als

* 1339.

Als dieser die kleine Macht der Berner sah, und zugleich bemerkte, daß die hintersten Linien ihrer Truppen sich in den Forst zogen, schloß er in seinen Gedanken die gänzliche Niederlage derselbigen, und eilete seinem Herrn diese angenehme Zeitung zu bringen. Der von Bürgenstein hüpfte vor Freuden, und sprach: Das war ein guter Schmied, der diese Waffen gegen Bern schmiedete. Aber am folgenden Tage vernahm er die Wahrheit, und seine Freude verwandelte sich in Leid. Wenige Tage darnach berenneten die Berner sein Schloß, er wollte durch ein Fenster sehen, wie nahe sie ihre Werkzeuge an die Burg gebracht hätten. Einer von Bern, der Reisse genannt,

spannte sein Armbrust, u. zielte so geschickt, daß er ihn todt schoß. Das war, sprach er, ein guter Schmied, der diesen Pfeil geschmiedet hat.

Der getreue Mann, und der tapfere Mann. *

Rudolf von Nidau widerrieth Alberten von Oesterreich mit vielem Ernst den Feldzug, den er gegen Bern unternehmen wollte. Er sagte, man durchhiebe leichter Stahl als die von Bern. Der Herzog erwiederte: Es verzagt doch kein Nidauer. Der Graf: Heut Nidauer und nimmermehr, mein Leben will ich wie ein Mann daran setzen, wiewol ich weiß, daß ich um Leib und um Gut kommen werde.

* 1339.

Rudolf von Erlach hatte Lehne von dem von Nidau, und war ein Bürger von Bern. Er sagte zu dem Grafen: Bern ist meine Vaterstadt, und ich verliere mein Gut, wenn ich bey euch bleibe. Doch wenn ihr versprechet, daß ihr es mir ersetzen wollet, so will ich bleiben, wo nicht, so lasset mich gehen, und thun, was Ehre und Pflicht von mir fodern. Von Nidau erwiederte: Es wäre mir zu schwer, um einen Mann so viel Gut zu geben, als ihr zu verlieren habet; gehet denn hin, und thut für eure Mitbürger das Beste. Von Erlach versetzte: Herr, so schätzet ihr mich doch für einen Mann, ihr sollet es auch erfahren, daß ich eines Mannes werth bin. Ich setze daran mein Leben.

D

Die Strafe des Uebermuths. *

Die wenigen Truppen der Berner mit ihren Helfern waren itzt im Angesichte der Belagerer, die vor Laupen lagen. Johannes v. Magenberg, Schuldheiß in Freyburg, ritt so nahe als er konnte zu ihnen, und rief ihnen zu: Sie möchten wol zur Helfte Weiber seyn, er allein wollte ihrer Zehne in der Feldschlacht bestehen. Er glaubte wirklich, daß die Berner Weiber in Mannskleidern bey sich hätten, ihre Anzahl zu vergrössern. Kunz von Rinkenberg rief ihm antwortend: Ich allein will dir Fuß halten, und du sollst heute noch inne werden, daß wir Gliedmassen und Herzen der Männer haben.

* 1339.

Fulisdorf, der das Panier von Freyburg trug, erinnerte, daß man sich wol vorsehen dörfte, die Berner wären unverzagte Männer, und manchen tapfern Mann beym Leben zu erhalten wünschte er, daß man die friedfertigen Anerbietungen itzt noch annehmen möchte. Der grüne Graf fiel ihm in die Rede: Fulisdorf, wenn du dir fürchtest, warum bist du nicht in Freyburg geblieben, der Weiber zu hüten? Fulisdorf antwortete: Euer keiner soll mich den Rücken kehren sehen, ich will mein Panier aufrecht tragen oder sterben. Aber eure stolzen Worte werden euch theuer zu stehen kommen.

Auch der von Nidau hätte die Feldschlacht gern vermieden, aber die Edeln wollten ihn nicht hören, sie riefen:

Alle diese Kerls, die wir hier vor uns sehen, sollen heute unser werden, oder ausreissen. Nidau erwiederte: Sie haben noch nicht die Miene, daß sie fliehen wollen, verlasset euch darauf, daß sie Stand halten.

Doch als man näher zusammenkam, ward einigen, die in den hintersten Linien der Berner standen, bange, sie flohen in den nahe gelegenen Wald. Man sagte es dem von Erlach, er antwortete kaltsinnig: Es ist desto besser, die Furchtsamen müssen nicht bey den Tapfern bleiben. Die Spreuer sind nur von dem Korn gestoben.

Julisdorf hielt sein Wort, und fiel mit dreyzehn seiner liebsten Freyburger. Magenberg und der grüne Graf blieben auch auf der Walstatt liegen.

Das Gefecht ohne Ehre. *

In der Feldschlacht vor Laupen war Peter von Aarberg verordnet das Feldgeräth zu verwahren. Als er sah, daß die Herren begunten unterzuliegen, nahm er die Koffern, Mantelsäcke, und was er an Silber, Kleinodien und Kostbarkeiten, fortbringen konnte; das alles führte er in sein Schloß Aarberg; und diese Beute machte er, ohne daß sie ihn einen Schwerdtstreich oder eine Beule gekostet hätte.

Das war für ihn ein glückliches Gefecht, aber ohne Ehre.

* 1339.

Der Tod mit den Tapfern. *

Ein schwäbischer Freyherr von Blumenberg hätte sich in der Niederlage bey Laupen leicht durch die Flucht retten können, aber er sagte zu seinem Knecht: Sollte ich leben, nachdem so viele edle Herren und Ritter umgekommen sind? Er ritt mit verhängtem Zügel unter die Haufen der drey Länder, und ward augenblicklich erstochen.

* 1339.

Vulpecula provida. *

In villa Correnbúren, dum vulpes torcular intrasset, & Vinitor superveniens stans sub janua eam conspectam capere studiose niteretur, vulpes hoc tacitus animadvertens astutiam hanc evadendi invenit; scilicet, quod tunicam seu pelliceum vinitoris in torculari repertum in prunas ardentes ibi positas projecit, ut vinitor hoc videndo de janua abscederet, ad eripiendum vestimentum de prunis, & sic fugiendi sibi locum daret, quod & factum est. Causa autem introitus vulpis ad torcular prope montem situm erat quod vinitor post verutum bene assum & a se depositum torcu-

* 1340.

lar exiverat, cujus odore veruti vulpes tracta torcular introivit, & verutum ascendit, ipsum devorando.

Interim vero vinitor rediens & vulpeculam verutum devorantem reperiens januam torcularis claudendo & ei assistendo, ne vulpi pateret exitus, custodivit. Quod videns animal in angustiis positum tunicam ipsius polimitam seu stragulatam in pavimento torcularis relictam ore suo ac dentibus suis sustulit & ad ignem portavit. Hoc facto vinitor januam torcularis reliquit, & citius ad prunas accurrit, quatenus vestem de incendii periculo liberaret, ipsam tollendo celeriter & arsuram ipsius præcavendo, & sic vulpes per ostium exsiliens animam suam salvavit.

Ex Chronico Johannis Monachi de Wintertur.

Die kostbaren Schuppen. *

In dem mördlichen Anschlag der abgesetzten Räthe der Stadt Zürich ward dem Grafen von Tockenburg bange; er wünschte wieder auf der Weite zu seyn. Er bat den Bürger, in dessen Haus er lag, daß er ihm vor die Thore hülfe. Dieser bestellte einen Fischer, Bachs genannt, daß er den Grafen und zweene von seinen Edeln die Schwelle der Limmat niederfahren sollte. Als das Schiff an die Spitze des Oetenbachergartens gegen die Papiermühle kam, flüsterten die Herren unter einander;

* 1350.

der Fischer glaubte, in ihren Minen zu lesen, daß es ihm gälte, damit ihre Flucht verborgen bliebe. Er trat das Schiff um; die Herren, die schwere Harnische trugen, fielen auf den Grund; Bachs schwamm ans Land. Hernach als die Zusammengeschwornen abgetrieben waren, erzählte er dem Rath, daß er drey Fische in einer Reuse zu heben wüßte; er wollte die Fische dem Rath überlassen, und bäte, ihm nur die Schuppen davon zukommen zu lassen. Sie wurden ihm bewilliget. Er zeigte den Ort, wo die Herren im Wasser lagen, und sie wurden in ihren Harnischen ertrunken gefunden.

Eine Begegniß von dieser Art kann mehrmals wieder geschehen; und dann

kann man auch denselben Einfall haben. Also liest man in einem historischen Liede von dem Sempacher-Siege:

Ein herre was entrunnen
Der was ein herr von Grc*
Er kam zer selben stunden
Gen Sempach an den se
He er kam ze Hans von Rot
Nu tuos durch Got und gelte
Fuer uns aus aller not

Vast gern sprach Hans von Rot
Des lons was er gar vro
Das er in verdienen solte
Fuorts ybern se also

He und do er gen Notwil kam
Do winkt der herr dem knechte
Er solt den schifman erstochen han
Das wolt der Knecht volbringen

* Aus Burgund, er war in dem Gefolge seines nahen Anverwandten, des Grafen von Mümpelgard.

Am ſchifman an der ſtat
Hans Rot merkts an den dingen
Das ſchifle er behend umb trat
He er warf ſi beid in ſe
Nu trinkend lieben herren
Ir erſtechend keinen ſchifman me

Hans Rot tat ſich bald keren
Ze ſinen lieben herren
Seit wie es gangen was
Nu merkents deſte bas

He zween viſch ich hút gefangen han
Ich bit úch umb die ſchupen
Die viſch wil ich úch lan
Si ſchikten mit im dare
Man zog ſi us dem ſe
Die Bulgen namens ware
Und anders noch vil me
He ſi gabent im halben teil
Des lobt er Got im himel
Und meint es wær wolfeil
In wætſchern waren zwo ſchalen
Die waren von ſilber gut
Die wurden Hanſen Roten
Des ward er wol ze muot.

Der Tod für den Herrn. *

In demselben nächtlichen Mord ward der Bürgermeister Brun gewarnet; er legte seinen Panzer an, auf das Rathhaus zu gehen; sein getreuer Diener sagte: Herr, gebet mir euern Rock, und leget den meinen an; man wird mich für euch ansehen, und ihr möget desto leichter entkommen. Werd ich erschlagen, so sterb ich willig für euch und die gute Stadt Zürich; ich will leiden, was Gott verordnet hat. Der Bürgermeister folgete ihm, und gieng ihm wie ein Diener nach. Vor dem Rathhause waren schon viele der Zusammengeschwornen; Brun wußte ihr Wortzeichen, ich heisse Petermann, und

* 1350.

das half ihm durch. Aber der Diener ward in des Herrn Kleide vor dem Rathhause erschlagen.

Das Sturmlaufen der Tänzer. *

Mitten im vierzehnten Jahrhundert breitete sich aus einigen Häfen des mittelländischen Meers eine pestilenzialische Seuche über Italien, und kam aus Italien in Deutschland; Zürich, Bern, Kostnitz, Basel, wurden sehr mitgenommen; Furcht und Aberglauben ergriff die Leute, daß sie sich in Schaaren versammelten, das Land durchstreiften, und vor den Kirchen sich bis aufs Blut

zer-

* 1350.

zergeisselten. Aber die Berner vermochte der Anblick des Todes nicht, daß sie nicht selbst ihm auf ihrem eignen Wege entgegen giengen. Sie zogen vor Laubeck und Mannberg im obern Siebenthal, und die Geißler zu verspotten ordneten sie Reigen und Tänze, befahlen aufzuspielen, indem sie sangen:

Der unsrer Busse wolle pflegen,
Der soll Ross und Rinder nehmen
Gæns und fette Schwin
Damit so gelten wir den Win.

Und vom Tanz nicht müde, liefen sie an diese Schlösser, erstiegen und schleiften sie.

Die Gegenwart des Geistes. *

Als Rüdger Maneß bemerkete, daß Rudolf Brun sich aus dem engen Passe bey Tetweil verlohren hatte, nahm er Johann Stucki, und andere, derer er sicher war, auf eine Seite, und berathschlagete sich mit ihnen; dann stand er unter die Truppen, und sagte: Lieben Freunde, ihr sehet wol, wie unsere Sache stehet, darum haben wir Herrn Brun nach Zürich geschickt, damit er uns mehr Hülfe zuführte Inzwischen wollen wir auf niemand als auf Gott vertrauen, uns auf ihn verlassen, und an den Feind ziehen. Dann zogen sie gegen die Ebne hervor, welche die Osterreicher vor ihnen beschlossen

* 1351.

hatten. Sie hatten das Vieh, das sie geraubet hatten, in die Mitte der Ordnung genommen; unter demselben waren viele Stutten; itzt öffneten sie die Ordnung, und schlugen die Stutten von sich. Sie liefen gegen die Pferde der Oesterreicher, hingegen die Hengste gegen die Stutten, daß die Herren, die darauf sassen, sie nicht mehr regieren mochten. Die Oesterreicher kamen in Unordnung, doch das Fußvolk, das bey ihnen war, brach durch, und ängstigte die Züricher drey lange Stunden, bis, glücklich für sie, ein kleiner Hause, der von ihnen zurükgeblieben war, zu dem Gefecht kam, und mit grossem Geschrey, hier Zürich, in die Oesterreicher fiel. Den Zürichern wuchs der Muth, weil

sie glaubten, es wåre die versprochene Hülfe; die Oesterreicher hielten sie für ein Heer, und wichen aus dem Felde.

Die Zůricher hatten hernach die Politick, dem Manne, der ihnen die Zünfte und Theil an der Regierung gegeben hatte, seine Verlegenheit nicht nur zu verzeihen, sondern ihn mit Geprång in die Stadt einzuholen.

Die Maultasche. *

Herzog Rudolf von Oesterreich, Herzog Albertens Sohn, und Enkel des Kaiser Albertens, war so schön von Gestalt als angenehm von Gebehrde, und von munterm Witze. Der Nahme des Schönen war sein geringster Verdienst. Die Margräfin von Tyrol, Margraf Ludwigs von Brandeburg, Herzogs in Bayern Verwitwete, ward gegen ihn in Liebe entzündet, und ließ ihm mit ihrer Hand ihre Länder und Herrschaften anerbieten. Er nahm beydes an, die Witwe und Tyrol, nebst dem Etschland, dem Innthal, und einem Theil von Kärnten. Sie war

* 1364.

nichts weniger als eine irdische Venus, und man nennte sie, ohne daß man ihr unrecht that, die Maultasche. Etliche seiner Vertrauten scherzeten mit ihm, daß er eine so übelgemachte alte Frau in sein Bethe aufgenommen hätte; er sagte: Einer sollte um ein solch schönes Land noch wol etwas unangenehmers thun; und da sie so alt ist, so kann ich hoffen, daß sie nicht hundert Jahre mehr leben werde. Seine Rechnung fehlte ihm auch nicht, sie starb nicht lange nach der Vermählung. Aber der gute Herzog folgte ihr im Jahr darnach, und hatte das schöne Land nicht für sich selbst geheurathet.

Die Kappen und Schwänze an dem Kleide, die Schnäbel am Schuhe. *

Wir finden in den Policeysatzungen, die in Zürich bis in die Zeiten Kaiser Rudolfs von Habsburg gemacht worden, noch keine gegen die Kleiderpracht. Die erste, die mir bekannt worden, ist von 1370. Den Frauen, von was vor Stande sie waren, ward verboten, an seidenes oder garnenes Tuch Enden zu setzen. Sie sollten es tragen, wie es gewebet worden. Auch sollten sie keine Kronschapel von Seiden, Gold, Silber, Edelsteinen, haben, noch Kappen, an welchen dergleichen Kostbarkeiten

* 1370.

wären. Doch unverheyratheten Töchtern ward es nachgelassen. Weder Verheyrathete noch Unverheyrathete sollten das Obergewand auf den Achseln mehr als zween Finger breit ausschneiden, und es sollte nicht geknöpfelt seyn. Die Frauen sollten weder Gold, Silber, Perlen noch Seiden darauf tragen; dieses sollte nur den Unverehlichten erlaubt seyn.

Eine Frau soll keine Kappe an ihrem Rock machen, die länger sey als eine Elle; ihr Rock soll nur von einer Farbe seyn.

Weder Frau noch Mann, noch Junge, noch Tochter, sollen Schuhe tragen, die Spitzen haben, in welche man etwas schieben möchte. Weder

Frau noch Jungfrau sollen genestelte Schuhe tragen.

Jede Mannsperson soll das Oberkleid so lang machen, daß es ihr bis an die Kniee schlägt. Der Kappe Zipfel soll nicht länger seyn, als der Rock lang ist; man soll sie auch unterhin nicht mehr zerschneiden.

Niemand soll gestreifte Hosen tragen, sondern sie sollen von einer Farbe seyn.

Der Kappe Zipfel war, was man hernach den Schwanz des Kleides nennete.

Der Schwanz an den Röcken und Mänteln, die Spitzen oder Schnäbel an den Schuhen waren noch hundert und mehr Jahre grosse Mode.

Vor der Sempacherschlacht schnitten die edeln Herren sich die Schnäbel der Schuhe kürzer, damit sie damit nicht in den Röcken verwickelt würden.

Bern machete 1470. eine Satzung, daß die Schwänze nicht mehr als ein Gemünde auf der Erde schleppen sollten, und die Spitzen an den Schuhen nicht länger als eines födern Fingers Gelenke seyn sollten.

Man weiß, was für Bewegungen dieses bey den adelichen Frauen veranlasset hat.

Die genestelten Schuhe erhielten sich bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Die Schuhe waren aufgeschnitten, daß die Zehen durchblicketen, und man

hatte die Eitelkeit, daß man Ringe mit Edelsteinen daran steckete.

Die Geschichte erzählt von einem Landvogt im Thurgau, der einige Jahre nach 1520. aufgeschnittene Hosen und Schuhe getragen, und die Zehen mit goldenen Ringen besteckt durchblicken lassen.

Der tödtliche Tanz. *

Leopold von Oesterreich, den Sempach merkwürdig gemacht hat, lud seine Ritter und Edlen auf einen Carneval nach Basel. Die kleinere Stadt war ihm von dem Bischof, der Johannes von Vienna war, verpfändet worden. Sie er-

* 1376.

getzeten sich in verschiedenen Arten von Carousel, mit Rennen, Stechen, Ringen. Die Frauen und Tochtrr kamen aus der grössern Stadt Basel, den ritterlichen Spielen zuzusehen, und selbst gesehen zu werden. Sie weigerten sich der Hand nicht, die sie zum Tanz aufforderte. Die Väter, die Gatten, die Verliebten von der Stadt wollte bedünken, daß man sich mit ihren Töchtern, Frauen, u. Geliebten, zu freyen Umgang erlaubete. In dem Feuer der Eifersucht fielen sie die Tänzer an, und schlugen etliche derselben in den Schößen der Frauenzimmer todt. Peter von Laufen, Obermeister in der Stadt, hatte kaum Ansehen genug, die Auf-

gebrachten zu besänftigen. Sie brachten niemand mehr ums Leben, aber sie nahmen nicht wenige Vornehme von Adel, Grafen und Margrafen, gefangen. Sie hatten ihrem Zorn Gnüge gethan, aber der Stadt die Rache von grossen und mächligen Herren zugezogen.

Die Historie in Reimsprüchen. *

In den zwey ersten Jahrhunderten hatten die Eidsgenossen noch kein besseres Mittel, ihre tapfern Thaten auf die Nachkommen zu bringen, als die Lieder in ihrer rohen Sprache, die sie Sprüche nennten, in welchen sie nicht

* 1386.

selten gute Gedanken und satyrische Stiche anbrachten. Noch sind von dergleichen Sprüchen nicht alle verlohren. Als die Prinzen von Oesterreich, Kaiser Albertens Söhne, nach seiner Ermordung nichts anders dachten, als daß Herzog Hans eine starke Partey in Schwaben und diesseits des Rheins bekommen werde, gaben sie den Städten im Aargau die schönsten Worte, welche diese aufgefaßt, und lang im Gedächtniß gehabt haben.

Des Königs sun Herzog Lúpolt
Er was noch jung und dem land holt
Er sprach lieben stætte nu sit vrom
Und ob Herzog Hans mit gewalt kom
So sond ir vor im besliessen
Des sond ir ewiklich geniessen
Wan izemal min heil an ych stat
Ir sit min Vater und min Rat

Das Argon sprach us einem munt
Hochgeborner Fyrst, uns ist kunt
Wer an unserm Herrn das mort hat tan
Des sint wir geryst wend niht nachlan
Das mort muos einmal gerochen werden
Oder unser deheiner leben uf erden.

In einem nicht kurzen Spruch von der Schlacht bey Sempach lesen wir die seltsamen Einfälle:

Ach loewe was smukst du dinen wadel
Und last vertriben din hohen Adel
Mit heres strit und mit gewalt
Was sol dir din grúsliche gestalt
Wilt du niht anders tuon dazuo
So frist dich noch ein swizer kuo.

Ze Sempach vor dem walde
Do inen der lœwe bekam
He der ruch stier was bereit
Und loewe wilt mit mir fechten
Das si dir unverseit
Der lœwe sprach uf min eide
Du vuegst mir eben recht
Ich han uf diser heide

Manch ſtolzen Ritter und knecht
Ich wil dir gen den lon
Und das du mir ze Loupen
Gar vil ze leit haſt tan
Und an dem Morengarten
Erslagen manigen man
Der lœwe vieng an ze ruſſen
Und ſwingen ſinen wadel
Do ſprach der ſtier ruk uſſen
Wir wends verſuochen aber
So ſchrit hinzuo her bas
Das diſe gruene heide
Von blut mœge werden naſs
Si viengen an ze ſchieſſen
Zuo inen in den tan
He der ſchimf der was niht ſuez
Die æſte von hohen bæumen
Vielen vor ir fuez
Des Adels her was veſte
Ir ordnung dik und breit
Das verdros die vromen gæſte
Ein Winkelriet der ſeit
He wend irs geniezen lan
Min vrome kint und frowen
So wil ich ein vrevel beſtan

Triuwen lieben Eidgenozen
Min leben verlier ich mit
Si hant ir ordnung geslozen
Wir mœgens in brechen niht
He ich wil ein inbruch slan
Des wellent ir min gesleht
Uf ewig geniezen lan
Hie mit da tæt er vazen
Ein arm vol ſpiez behende
Den ſinen macht er ein gaſſen
Sin leben hat ein ende.

Alſo beguntens brechen
Des Adels ordnung balt
Mit hauen und mit ſtechen
Got ſiner ſele walt
Der ſtier tat vyentlich ſparren
Dem lœwe gab er ein ſtoz
Der lœwe vieng an ze mauen
Und treten hinder ſich
Der ſtier ſtarz ſine brauen
Und gab im noch ein ſtich.

Da kam ein bot gar endelich
Gen Oeſterrich ze hant
Ach edle vrow von Oeſterrich
Uiwer herr lit uf dem ſant

He ze Sempach im bluote rot
Iſt er mit Vúrſten und Herren
Von buren geslagen tot
Iſt nu min edler herre
Alſo geslagen tot
He wo ſol ich mich hin lan
Het er mit Edlen geſtriten
Man het in gevangen genan
Die Vrouw von Múmpelgarde
Und die von Ochſenſtein
Si muoſten lang zit warten
Ob ir man kæmen hein
He ſi ſint ze tot erslagen
Man hortes in ir landen
Gar jemerlichen klagen
Die Burger von Shafhuſen
Und die von Wintertur
Si tount gar ſere gruſen
Der ſchimpf der dunkt ſi ſur

Der Dichter hat nicht vergeſſen am Ende ſeinen Nahmen zu reimen; er war ein Suter von Lucern, und hatte der Feldſchlacht beygewohnt.

Das gegessene Panier. *

In der Feldschlacht vor Sempach trug Niclaus Dut, Schuldheiß von Zofingen, das Panier dieser Stadt. Als er die gänzliche Niederlage des Adels sah, bey dem er ritterlich stritt, zerriß er sein Panier in viel kleine Lappen, und steckte sie in den Mund. Er blieb auf dem Schlachtfelde mit vierzehn Männern von Zofingen, und da die Seinigen ihn aufhoben, daß sie ihn beerdigten, wurden die Stücke des Paniers noch in seinem Munde gefunden. Die von Zofingen nahmen die That so wol auf, als wenn er es ge-

* 1386.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

rettet hätte. Aber die Sieger spotteten darüber, und in dem Lied von dieser Schlacht stehet:

Und die von Zofingen
Die warend ouch an der not
Si hant gar redlich gevochten
Ir Venner wart geslagen tot
He ir Panner das was klein
Einer hats ins mul geschoben
So kam es wider hein.

Der Tod mit den Seinen. *

Der Herzog Leopold hätte vor Sempach seine Person leicht in Sicherheit setzen können, wenn sein hoher Muth es ihm gestattet hätte. Die Eidsgenossen hatten seinen Rittern schon ungeheure Wunden durch Panzer und Helm geschlagen, als seine Edlen ihn aus dem Felde führen wollten. Aber er rief: Wie unwürdig wäre ich, daß solche tapfere Männer mir ins Schlachtfeld gefolget wären, wenn ich sie verliesse, und mit welcher Schande bedeckt würde ich die überleben, die für mich ihr Leben aufopferten! Laßt mich auf dem

* 1386.

Meinen und mit den Meinen sterben! Man dichtete mit poetischem Geiste, aus der Erde, die sein Blut eingesogen, wäre eine Blume von himmlischen Farben hervorgesprossen, die mit ambrosischem Geruche dieselbe Gegend weit umher erfüllt habe.

Die belohnte Güte. *

Als im Sempacher-Kriege Bern u. Solothurn das Schloß Nidau mit Sturm erstiegen, fanden sie in einem tiefen Thurm zween Gefangne, von vornehmem Ansehn, und mit guten wiewol zerrissenen und halbvermoderten Kleidern. Einer war ein Bischof von Lisbona in Portugall; der andre Prior des Klosters

* 1386.

Alcazona, in demselben Königreiche. Sie waren von Rom gekommen, und wollten durch Frankreich nach Hause reisen, als sie von den Herren dieses Raubschlosses angegriffen, ihre Begleitung erschlagen, und sie selbst in dieses Cachot geworfen wurden. Die von Bern gaben ihnen Kleider, Silber, Diener und Pferde, daß sie die Reise in ihr Vaterland vollenden möchten. Von da schickten sie den Bernern nicht nur das Silber zurück, das sie von ihnen empfangen hatten, sondern noch tausend Ducaten dazu, wie sie sich ausdrückten, an die Kosten des Kriegs, durch welchen die Vorsehung sie von dem äussersten Elend erlöset hatte.

Der leichtsinnige Schuld-gläubiger. *

Nach dem Sempacher-Krieg, in welchem die Züricher grossen Aufwand gemachet hatten, nahmen sie von Claus von Hegenheim, einem Becker von Basel, sechshundert Gulden von Florenz an Gold † und Gewichte auf, sie jährlich mit funfzig eben dergleichen Gulden zu verzinsen; dafür verpfändeten sie ihm ihre Allmende, ihr Umgeld, ihre Zölle, ihre Brodbänke, ihre Fleischschaalen. Sie gaben ihm zu geschwornen Bürgen zehne der angesehnsten Herren der Stadt; wenn man den

* 1390.

† Man nennte hernach diese Gulden, Ducaten.

Zins nicht auf den Tag lieferte, und die Bürgen von ihm gemahnet würden, so sollten sie Giselschaft leisten, in welchem Gasthofe er sie hiesse, in demselben auf Kosten der Stadt zu essen.

Wenn sie einen Monat in Zürich geleistet hätten, so sollten sie eben dergleichen Giselschaft in Basel leisten. Inzwischen sollte er die Sum̃e des Zinses von einem Juden, Kauertschen, oder Christen aufnehmen mögen. Noch mehr: Er sollte die Züricher an ihrem liegenden und fahrenden Gut mit geistlichen oder weltlichen Gerichten umtreiben, oder wo er einiges Gut eines Zürichers, an welcher Stätte es wäre, ergriffe, selbiges abstossen mögen.

Allen Verlust, allen Kosten, so über dieses alles ergienge, sollten die Zü-

richer abtragen. Stürbe einer der Bürgen, so sollten die Züricher in dem nächsten Monat ihm einen andern anständigen geben; geschähe das nicht, so sollten die übrigen Bürgen dafür Leistung thun. Zürich, die Stadt und ihre Bürger sollten auch Verzicht thun auf alle Freyrechte, Landrechte, Stadtrechte, Burgrechte; aller Päpste, Könige, Kaiser Rechte; auf alle Bündnisse, Gesetze und Gewohnheiten der Herren, der Städte und der Länder; auf alle Schirmungen, Aufzüge, Fünde, mit Nahmen, auf die Ausflucht, daß sie mit Wucher wären übernommen worden, oder, daß das Geld nicht in ihren Nutzen gekommen wäre.

Das Bündniß zwischen Bülach und Regensburg. *

Die Städtgen Regensburg und Bülach standen unter dem Schirme von Oesterreich; in der Einfalt derselben Zeiten hatte der Herrscher nichts dagegen, daß sie, sich selbst zu versorgen, wie freye Staaten sich mit einander durch Verkommnisse verbanden. Also machten sie eine Verbindung folgenden Innhalts: Sie sollten einander weder vor geistliches noch vor weltliches Recht laden. Sie sollten sich in keine Unterhandlungen gegen einander einlassen. Wenn eine Stadt der andern zu Berathschlagungen nöthig hätte, so sollte

* 1393.

man ihr eine, zwo, oder mehr Personen geben, den ersten Tag ohne Speise und Lohn, die mehrern Tage sollten sie belohnet werden. Wenn eine Stadt von der andern in Kriegsgefahren gemahnet würde, so sollte sie ihr mit der Macht, die sie aufbringen möchte, zu Hülfe kommen. Hans Stulinger hieß der Schuldheiß von der Neuen-Regensburg, und Johann Zuber war Schuldheiß in Bülach; diese mit den Räthen beyder Städte gemeiniglich besiegelten den Vertrag.

Die weibliche Tapferkeit zur Rettung des Vaterlandes. *

In der blutigen Schlacht, welche die Appenzeller bey dem Rietlingerwald am Stosse gegen Herzog Friederich von Oesterreich, die Grafen von Hochberg, von Lupfen, von Thierstein, von Montfort, den Bischof von Kostnitz, den Abt von St. Gallen, und gegen andere grosse und mächtige Herren behaupteten, hielten die Männer sich wie Löwen, und die Weiber wie Männer. Ulrich Rotach von Appenzell stellte sich an der Wand einer Viehhütte gegen zwölf Oesterreicher, von denen er fünfe erlegete. Die Feinde steckten die Cabanne mit Feuer an, die Flammen

* 1405.

schlugen über ihn zusammen, und er strit mitten in denselben. Er starb von dem Feuer, und nicht von dem Eisen. Die Appenzeller hatten einen kriegserfahrnen, getreuen Helfer an dem Grafen von Werdeberg, der wie sie gekleidet, wie sie gewaffnet, mit ihnen im Felde lag. Regengüsse hatten den Grasboden, der an dem Berge sonst schlüpfrig war, noch schlüpfriger gemacht; der Graf gab den Rath, daß man die Schuhe ausziehen sollte, er selbst war der erste, der ohne Schuhe daher gieng. Aber die Frauen gaben der Schlacht den Ausschlag, sie zogen, sich unkenntlich zu machen, weisse Hemder über ihre Kleider, fielen von dem Berge in die Flanken der Feinde. Man

hielt sie für geharnischte Männer, und nahm die Flucht.

Die Mazze. *

Die Mazze ist ein seltsames verflochtenes Gewächs von Wurzeln der Bäume oder der Reben, und dem setzet man ein geschnitztes wüstes Menschenantlitz auf, das siehet wie ein Fastnachtbutze. Also beschreibt sie der ehrliche Geschichtschreiber Sebastian Münster in seiner Cosmographie. Eben dieser sagt: Das Volk von Wallis hat unter ihnen einen seltsamen Brauch, und so viel als ein Landrecht, wenn sie die Mazze einem vor das Haus

* 1414.

tragen, so wird er so viel als proscribirt von Haus und Hofe; denn es läuft jedermann zu, man zehret von dem Seinen, dieweil etwas vorhanden ist.

Um die Zeiten der Kirchenversammlung in Kostnitz wurden die Walliser von Bischof Wilhelm, und von Guiscard von Raren, des Bischofs Vater, hart gedruckt, bis sie die Mazze, dieses fürchterliche Werkzeug aufstellten, und sich selbst damit halfen.

Der Papst in einen Ausreiter verkleidet. *

Der Kaiser Sigmund hatte grossen Verdacht, daß Friederich von Oesterreich mit Johannes dem drey und zwanzigsten Verständnisse hätte: Er ließ auf ihn und den Papst so genau Achtung geben, daß sie ohne sein Wissen keinen Schritt thun konnten. Das beste Mittel, das der Herzog erfand, den heiligen Vater heimlich auf die Weite zu bringen, war, daß er einen Turnier geben wollte, wenn jedermann die Gedanken bey den Ritterspielen hätte, daß er dann seine Aufseher betriegen könnte. Der Papst verkleidete sich in

* 1415.

einen Ausreiter, und trabte mit den Schaaren, die aus der Stadt auf den Stechplatz giengen, zum Thor hinaus, auf einem kleinen Rosse, mit einem groben grauen Rock angethan, eine graue Kappe mit einem langen Zipfel auf dem Kopf, und ein Armbrust an dem Sattelknopf hangend; vor ihm her ritt ein junger Knabe auch verkleidet. Er ritt stracks nach Ermatingen in des Pfarrers Haus, wo er ein Glas Wein trank, und in ein Schiff saß, das ihn nach Schafhausen führte. Der Herzog ward davon von Doctor Seldenhorn v. Waldsee berichtet, indem er mit dem Stechen beschäftiget war. Er fuhr nichtsdestoweniger fort, als wenn nichts geschehen wäre. Ihm war doch bange wegzukommen, er verlohr Ringe und

Kleinodien, ritt dann zurück in die Stadt in eines Juden Haus, und schickte nach dem Grafen von Lupfen. Dieser ließ ihm zurück sagen, weil er die Sache ohne ihn angefangen, so möchte er sie auch ohne ihn ausführen. Der Herzog erschrack so sehr, daß der Truck-säß von Diessenhofen, einer von seinen Rittern, es gewahr ward, und ihn aus-schalt, der eine solche Sache unter-nommen hätte, und izt so verzagt wäre. Dann sassen die beyden zu Pferd, und ritten ohne mehr Gesellschaft als noch mit einem Knaben zum Augustiner-Thor aus, den Graben herum, dem Papst nach.

Der gerechte Rechtsspruch. *

Als die Eidsgenossen gegen Herzog Friederich von Oesterreich im Felde lagen, hatten ihre Kaufleute die Waaren, die sie von Frankfurt brachten, einem Speditor gegeben, daß er sie ihnen zufertigte. Derselbe kam mit dem Kaufmannsgut bis nach Ensisheim herauf, wo der Graf Hans von Lupfen mit etlichen Reutern ihn anhielt, und die Wagen als eine rechtmäßige Beute zurück nach Ensisheim führte. Der Speditor eilte nach Kostnitz, und klagte dem Kaiser den Strassenraub. Der Kaiser nahm die Churfürsten, die Grafen und die Stände und Städte des Reichs zu sich, daß sie Gericht hielten. Der von

* 1415.

Lupfen wollte sich verantworten, daß der Fuhrmann ohne ein Geleit von Ensisheim zu nehmen ihre Strasse gebraucht hätte. Aber die Reichsstädte bezeugten, daß man niemals schuldig gewesen, ein solches in Ensisheim zu nehmen. Der Kaiser hieß den Burggrafen Friederich von Nürenberg sein Urtheil sprechen; derselbe redete: Gott unser Herr hat sich und den Seinen den Himmel, den Menschen das Erdreich erschaffen; auf der Erde sollten Reiche und Arme wandeln, die Wege brauchen, und ihre Nahrung suchen. Darum sollte nach dem göttlichen Rechte niemand einigen Geleitschein nöthig haben, und niemand sich anmassen, die zu beleidigen, die dergleichen nicht hätten. Alle Strassen sollten jedermann offen stehen, ausge-

nommen, wenn jemand mit andern in offenbarer Fehde stühnde, gegen dieselben möchte er sich aus Vorsichtigkeit mit Geleitsbriefen verwahren. Und weil über das zu keinen Zeiten in Ensisheim Geleitsbriefe gegeben oder genommen worden, so spreche ich bey meinem Eide, daß der von Lupfen dem Fuhrmann das Kaufmannsgut loslassen, und ihm den aufgegangenen Kosten abtragen und ersetzen soll.

Diesem Ausspruch stimmten die Fürsten und Herren alle einmüthig bey.

Die innere Gleichmüthigkeit. *

Als man Johann Huß vor dem bischöflichen Pallast vorbeyführte, damit er mit seinen Augen sähe, wie seine Bücher brenneten, konnte er sich nicht enthalten zu lachen, daß diese unschuldigen Papiere in seine Heresie mit eingeflochten wurden. Man hatte eine Insel aus Papier gemacht, beynahe eine Elle hoch, und darauf Teufelchen gemahlt, die durch die Ungeschicklichkeit des Mahlers noch häßlicher als ordentliche Teufel aussahen. Indem er die Augen hoch in den Himmel erhob und betete, fiel sie ihm vom Haupt, und als er die elende Schmiererey sahe, und die Soldaten sie ihm wieder aufsezten, und sagten, die Insel

* 1415.

und die Teufel darauf, denen er gedienet hätte, müßten mit ihm brennen, lachte er wieder. Der Scharfrichter hatte ihm ohne Absicht das Angesicht gegen Aufgang gekehret, die Pfaffen schrien, das soll nicht seyn, daß er den Aufgang ansehe, weil er ein Häretiker ist. Es war eine grosse russige Kette, womit ihm der Hals an den Pfahl geschmiedet ward, die man sonst gebraucht hatte, die Kessel über das Feuer zu hängen. Itzt lachte er zum dritten mal, da er sie so sorgfältig sah, ihm einen schändlichen Tod anzuthun. Dann sagte er, sein Versöhner hätte einen noch schändlichern Tod erlitten

Es dünkt mich, daß dieses wiederholte Lachen wol an jene wesentliche

Gleichgültigkeit reicht, die den Kanzler Morus noch auf dem Blocke an das Zurücklegen seines Barthes denken ließ, damit dieser, der am Hochverrathe unschuldig wäre, nicht zugleich mit dem Kopf abgehackt würde.

An dieser innern Gleichmüthigkeit fehlte es auch dem Hieronymus von Prag nicht. Als der Büttel das Feuer ihm am Rücken anlegte, damit er es nicht sähe, rief er: Tritt nur hervor, und leg es mir unter Augen an; hätte ich es gefürchtet, so stühnde ich nicht auf dieser Stätte: es war nur an mir gestanden, ob ich mich diesem Tod entziehen wollte.

Die Sitten der alten Unschuld. *

Der gelehrte Florentiner Pogghi war auf der Kirchenversammlung in Kostnitz, und gieng von da nach Baden, sich der warmen Bäder zu bedienen. Er fand die Sitten der Deutschen gegen die Sitten der Italiäner gehalten so voller Einfalt, wie ich fürchte, daß dieselben in unsern Zeiten gegen die Sitten ihrer Nachkinder seyn möchten. Ich will sie in seinem schönen Latein aus einem Briefe erzählen, den er an einen gewissen Nikolaus geschrieben hat:

Has litteras ex his balneis ad te scripsi, ad quæ cum me contulissem, juncturas manus curandi gratia, rem

* 1417.

dignam putavi, ut eorum ſitum & amœnitatem ſimul & mores harum gentium tibi deſcriberem & conſuetudinem balneandi. Multa dicuntur ab antiquis de Balneis Puteolanis, ad quæ univerſus populus pœne Rom. voluptatis cauſa confluebat; ſed nequaquam arbitror, illa ad horum jucunditatem accedere potuiſſe, aut cum noſtris fuiſſe comparanda. Nam voluptatem puteolanam magis afferebat amœnitas locorum & villarum magnificentia quam feſtivitas hominum aut Balneorum uſus. Hæc vero loca nullam vel admodum parvam præſtant animo relaxationem; reliqua alia omnia immenſam tribuunt amœnitatem, ut perſœpe exiſtimem, & Venerem ex Cypro & quicquid ubique eſt delicia-

rum ad hæc Balnea commigraſſe; ita illius inſtituta ſervantur, ita ad unguem ejus mores & laſciviam repræſentant, ut quamquam non legerint Heliogabali concionem, tamen ipſa natura ſatis docti, ſatis inſtituti eſſe videantur. Sed quum Balnea hæc tibi ſum deſcripturus, nolui prætermittere viam, qua huc itur ex Conſtantia, ut conjectare poſſis, qua parte Galliæ ſint conſtituta.

Prima die navicula veniens per Rhenum ad Oppidum Schafhuſen, mille paſſuum quatuor & viginti; cum deinde propter ingentem fluminis deſcenſum per abruptos montes & confragoſa ſaxa iter eſſet pedibus conficiendum millia paſſuum decem, ad Caſtellum applicuimus, quod eſt ſuper

Rhenum, nomine Keiferftul, hoc eft, eorum lingua, Cæfaris fedes. Hunc locum opinor ex ejus nomine, propter ipfius opportunitatem, eft enim colli excelfo imminens flumen, quod parvo ponte Galliam conjungit Germaniæ, quondam Romanorum caftra fuiffe.

Hoc in itinere Rheni vidimus cafum ex alto monte fcopulis interrupti magno furore & fonitu, ut ipfummet cafum fuum queri & lamentari arbitreris. Tum mihi venit in mentem eorum, quæ feruntur de Nili defcenfu tam præcipiti. Nec mirum accolas circumvicinos propter illius ftrepitum & fragorem fieri furdos, cum hujus fluminis, qui torrens eo loco exiftimari poteft ad inftar Nili, tribus fere ftadiis rumor exaudiatur.

Oppidum eſt deinde Baden ſatis opulentum, quod eſt Balneum lingua Allemannorum, ſitum in convalle montibus circumvenientibus; prope flumen ingens rapidiſſimi curſus, quod in Rhenum fluit longe ab oppido millibus paſſuum ſix.

Prope oppidum ſtadiis quatuor eſt villa ſupra flumen pulcherrima in uſum Balneorum fabricata. Area eſt præampla media parte villæ & circum hoſpitia magnifica multarum receptacula gentium. Singulæ domus ſua habent Balnea interius, in quibus abluuntur hi ſoli, qui ad ea divertere Balnea. Tum publica tum privata ſunt numero circiter triginta. Publica tamen duo exiſtunt palam ab utraque parte

lavacra plebis & ignobilis vulgi, ad quæ mulieres, viri, pueri innuptæque puellæ & omnis circumfluentium fœx descendunt.

In his vallus quidam interraneus, utpote inter pacificos constructus, viros a fœminis sejungit. Ridiculum est videre vetulas decrepitas simul & adolescentiores nudas in oculis hominum aquas ingredi, verenda & nates hominibus ostentantes.

Risi sœpius hoc tam præclari spectaculi genus, in mentem revocans florales ludos, & mecummet istorum simplicitatem admiratus sum, qui neque ad hæc oculos advertunt, neque quicquam suspicantur aut loquuntur mali.

At vero Balnea in domibus privatorum perpolita sunt, & ipsa viris fœminisque communia. Tabulata quædam hæc secernunt, & in his fenestrellæ perplures dimissæ, quibus & una potare simul & colloqui & utrinque videre & attrectare se queant, ut eorum frequens est consuetudo. Hæc desuper sunt ambulatoria, in quibus conspiciendi & confabulandi causa homines consistunt; nam cuivis licet visendi, jocandi & laxandi animi gratia aliorum Balnea adire & adstare, adeo ut cum exeunt & ingrediuntur aquas fœminæ majori parte corporis nudæ conspiciantur.

Nullæ aditus custodiæ observantur, nulla ostia prohibent, nulla suspicio inhonesti. Pluribus in locis idem qui viris & mulieribus quoque ad Balnea est ingressus, ut sœpissime accidat, & virum fœminæ nudæ, & fœminam nudo viro obviam ire.

Masculi campestribus tamen utuntur, fœminæ vero linteis induuntur vestibus, crura tenus ab alto vel latere scissis, ita ut neque collum, neque pectus, neque brachia, aut lacertos tegant.

In ipsis aquis sœpa de symbolis edunt composita mensa desuper aquam natante, quibus viros assistere consueverunt.

Nos quidem ea in domo, qua lavabamur, femel vocati fumus ad eam confuetudinem. Ego vero fymbolum contuli, intereffe nolui, licet etiam atque etiam rogatus, non permotus pudore, qui pro ignavia habetur ac rufticitate, fed infcitia fermonis; fatuum mihi quoddam videbatur,, hominem italum horum infcium loquelæ una cum fœminis adeffe in aquis mutum & elinguem, ubi univerfus dies forbillando & potitando terendus erat. Duo tamen ex fociis ingreffi funt magna cum animi jucunditate, una aderant, tangebant, potum una fumebant & cibum. Colloquebantur, licet per interpretem, perfœpe flabello ventulum faciebant. Reftat nihil aliud nifi pictura

illa Jovis, quo pacto Danaen per im. pluvium aureum impregnavit & reliqua.

Illi tamen lintea ſtola, ut moris eſt viris, cum in mulierum Balnea accerſentur. veſtiti erant. Ego autem ex ambulatorio omnia conſpiciebam, mores. conſuetudinem. ſuavitatem victus, vivendi libertatem ac licentiam contemplatus. Permirum eſt videre, qua fide videbant viri uxores ſuas a peregrinis tangi; non commovebantur, non animum advertebant, omnia in meliorem partem accipiunt. Nil eſt tam difficile, quin eorum moribus facile fiat.

Plane in politiam Platonis convenissent. ut omnia eſſent communia,

cum & jam absque ejus doctrina tam prompti in ipſius ſectam reperiantur.

In nonnullis Balneis maſculi reſident promiſcui cum fœminis, quibus ſunt ſanguine proximi aut benevolentia.

Quotidie ter aut quater Balnea intrant, majorem in his diei partem agentes, partim cantando partim potando, partim choreas exercendo. Pſallunt etiam in aquis, paululum ſubſidendo. In quo jucundiſſimum eſt videre, puellas jam maturas viro, jam plenis nubilas annis, facie ſplendida ac liberali, in Dearum habitum & formam pſallentes. Modicas veſtes retrorſum trahunt, deſuper aquam fluitantes, ut alteram Venerem exiſtimares. Mos eſt mulieribus, cum viri eas deſuper pro-

ſpectant, jocandi gratia ſtipem petere; itaque projiciuntur nummuli & quidem pulchrioribus, quas illæ partim manibus excipiunt, partim linteis extenſis, altera alteram perpellens. Quo in ludo quandoque etiam occultiora deteguntur.

Projiciuntur præterea & ſerta variis diſtincta floribus, quibus capita exornant, dum abluuntur.

Ego hac profuſa videndi ac jocandi feſtivitate pellectus, cum bis tum in die lavarer, reliquum tempus conſumebam in aliis Balneis viſitandis, nummos perſœpe jaciens & ſerta ad morem cœterorum; neque enim vel legendi vel ſapiendi quicquam tempus erat, inter ſymphonias, tibicines, ci-

tharas & cantus undique, circumſtrepentes, ubi velle ſolum ſapere, ſumma fuiſſet dementia, præſertim ei, qui neque eſt ut Menedemus heautontimorumenos, homo nihil humani a ſe alienum putans. Ad ſummam voluptatem deerat commercium ſermonis, quod rerum omnium eſt primum, itaque reſtabat nihil, niſi oculos paſcere, ſectari, in ludum ducere ac reducere. Ambiendi inſuper locus erat, & tanta licentia, ut legem ambitus non ferat.

Præter has multiplices jucunditates eſt & alia non mediocris. Pratum eſt ingens poſt villam ſecus flumen multis arboribus contectum. Eo poſt cœnam conveniunt undique omnes. Tum varii ludi fiunt, quidam choreis gau-

dent, cantant quidam, plurimi pila ludunt, non quidem more noſtro, ſed viri ac mulieres pilam tintinnabulis plenam, alter ad alteram dilectiorem projiciunt.

Tum concurritur undique ad illam excipiendam, qui eam capit, potior habetur, isque eam projicit iterum ad perſonam ſibi acceptiorem, cum illam multi petant porrectis manibus, atque ipſe modo ad hunc, modo ad alium ſimulet ſe jacturum.

Quod ſi quæ ſit virtus aquarum quæras, cum varia & multiplex ſit, tamen illa eſt admirabilis earum virtus & pene divina; nec ego eſſe ulla in orbe terrarum Balnea credam ad

fœcunditatem mulierum magis accommodata. - - -

Innumerabilis eſt multitudo Nobilium & Ignobilium, ducenta millia paſſuum huc convenientium, non tam valetudinis cauſa, quam voluptatis; omnes amatores, omnes proci, omnes quibus in deliciis vita eſt poſita, huc concurrunt, ut fruantur rebus concupitis. Multæ corporis ſimulantur ægritudines, cum animo laborant.

Ita videbis innumeras forma præſtante ſine viris, ſine cognatis, duabus ancillis & ſervo, aut aliqua affini anicula, quam levius ſit fallere, quam nutrire. Singulæ autem quoad poſſunt, veſtibus auro, argento gemmisque veniunt ornatæ, ut non ad Bal-

nea, ſed ad celeberrimas nuptias eas dixeris acceſſiſſe.

Hic quoque virgines veſtales, vel, ut verius loquar, florales, hic Abbates, Monachi, Fratres & Sacerdotes majori licentia, quam cæteri vivunt, & ſimul quoque quandoque cum mulieribus lavantur, ſericis quoque comas ornantes, omni religione abjecta. Omnibus enim una mens eſt triſtitiam fugere, quærere hilaritatem, nihil cogitare, niſi quemadmodum læti vivant, gaudiis fruantur.

Non de communi dividendo agitur, ſed de communicando diviſa. Mirabile dictu eſt, in tanta multitudine, (eſt fere hominum mille) in tam variis moribus, turba tam ebria, nullam

difcordiam oriri, nullam feditionem, nullum diffidium, nullum murmur, nullum maledictum; cernunt viri mulieres tractari, cernunt cum alienioribus & quidem folum cum fola, nihil his permoventur, nihil admirantur. omnia bona & domeftica mente fieri cogitant. Itaque nomen Zelotypi, quod quafi omnes maritos oppreffit, apud iftos locum non habet; incognitum eft id verbum & inauditum.

Nefciunt id generis morbi nomen, quomodo hæc paffio nominetur non habent; nec mirum ejus rei nomen apud iftos non effe, cujus res non fubfit ipfa. Neque enim quisque adhuc inventus eft Zelotypus in iftis qui effet. O mores diffimiles noftris! qui

omnia ſemper accipimus in deteriores cogitationes, qui adeo calumniis delectamur, & obtrectationibus, ut ſi quid parvula vidimus conjectura, ſtatim pro manifeſto crimine atteſtemur.

Invideo perſœpe iſtorum quieti, & noſtras execror animi perverſitates, qui ſemper quærimus, ſemper appetimus, qui cœlum & terras pervertimus ad pecuniam eruendam, nullo quæſtu contenti, nullo lucro ſatiati; dum futuras expaveſcimus calamitates, continuis calamitatibus, anxietatibusque jactamur, & ne miſeri fiamus, nunquam miſeri eſſe deſiſtimus, ſemper inhiantes opibus nunquam neque animo neque corpori indulgentes. At iſti

parvo contenti in diem vivunt, quoslibet dies festos agunt, non appetentes divitias minime profuturas, opibus gaudent, non pavent futura; si quid adversi acciderit, bono animo ferunt. Ita hac sola sententia ditantur: Vixit, dum vixit bene.

Die entscheidende Haue. *

Der Stammvater der mailändischen Herzoge, für welche die Eidsgenossen so mächtige Feldzüge übernommen haben, war Giacomozzo Attendolo, der Sohn eines Bauern von Cotignola, oder nach andern, eines Franciscaners. Er hackete als ein junger Mensch auf dem Felde, an welchem er einen Trupp Soldaten vorbeygehen sah, die wolgeputzt in schönen Kleidern und glänzenden Waffen einherzogen. Er hatte einen Gefallen an diesem Anblicke, und plötzlich stieg die Begierde bey ihm auf, auch so einherzutreten, und die Feldarbeit aufzugeben. Er nahm seine Haue, warf sie auf den nächsten Baum, und

* 1426.

gehe, sprach er, wenn du drüber liegen bleibst, und nicht zu mir zurück fällst, so nehme ich dich nimmermehr in die Hand, ich werde dann ein Soldat. Die Haue hängte sich an einem Zweig an, und Giacomozzo ward ein Soldat; und aus dem Soldaten einer der grösten Feldherren, die Italien gehabt hat. Die Königinn Johanna von Neapel gab ihm den Zunahmen Sforza, weil er das, was er nur wollte, mit Gewalt nahm. Er ertrank in dem Fluß Pescaro, im Jahr 1426. Sein Sohn Franciscus Sforza saß in den herzoglichen Stuhl von Mailand, und verließ ihn seinen Nachkommen.

Die sich selbst schädliche Rache. *

Der letzte von Tockenburg, der todt den Kantons mehr Schaden that, als kein anderer im Leben gethan, wird in der Historie für einen rohen, herrschsüchtigen, despotischen Mann beschrien, der mit seinen Unterthanen wenig Erbarmen gehabt; unerbittlich, wenn es Verzeihung oder Nachlaß angetroffen; den sie als ein hauendes Schwerdt gefürchtet haben. Gegen Grafen und Herren, und Städte und Länder war er trotzig, und hielt sich aus geringen Ursachen beleidiget. Wiewol er die Partei des Prälaten von St. Gallen und der Schwaben gegen die Appenzeller genommen, so hatten doch die Kan-

* 1434.

tons so viel Freundschaft für ihn, als für die Appenzeller. Zürich hatte vor andern seit vielen Jahren ihm alle mögliche Liebe und Freundschaft bezeiget. Aber ihr Bürgermeister, Rudolf Stüße, sagt man, beleidigte ihn, daß er einen Rechtshandel mit den Herren von Sigberg, der in Zürich geführt ward, nicht zu Gunst des Grafen eingeleitet hatte. Friederich legete daher einen so ungereimten Haß an den Bürgermeister, daß er ihm wehe zu thun, der Stadt Zürich, der Gräfinn seiner Gemahlinn, den Freyherrn seinen nächsten Anverwandten und Erben wehe that. Er that nemlich dem Kanton Schweitz die Gutthat, daß er mit seinen Unterthanen von Tockenburg und Utznach,

die

die er im Leben genug gedrückt hatte, sich in ein Landrecht verbinden möchte, welches die Bande ihrer alten Unterwerfung sehr weit machete. Einige sagen, daß er seine Rache an Stüße und Stüsses Vaterstadt zu üben den Kantons selbst nicht geschont habe, indem er sich als eine nothwendige Folge vorgestellt hätte, Zürich würde durch diese vorzügliche Güte, die er für Schweitz hätte, mit diesem Kanton in eine Eifersucht kommen, die nicht nur sie beyde, sondern alle Kantons in Brand sezen würde. Wenn dieses ist, so muß er bey beyden Kantons Funken von Zwietracht bemerkt haben, die droheten bey dem leichtesten Anlaß in volle Flammen auszubrechen. Ich will die kleine Ursa-

che nicht verschweigen, die Stütze soll bewogen haben, daß er den Grafen seinen Proceß mit den Herren von Sigberg hat verlieren lassen; des Bürgermeisters Sohn war an dem Hofe des Grafen von den jungen Herren zum besten gehabt worden. Also Maxima de nihilo nascitur historia.

Der Gerechtgütige. *

Der Chorherr Hemmerlin erzählt von seinem Vater ein Geschichtgen, welches uns von der gutherzigen und gerechten Gemüthsbeschaffenheit desselben eine lebhaftere Idee giebt, als ein grosser Panegyrikus nicht gethan hätte. Der alte Hemmerlin traf in seiner Speisekam-

* 1440.

mer einen grossen Bauerhund an, der ein Gefässe voll Blutes rein ausgesoffen hatte; denselben ließ er ohne ihm einen Streich oder nur ein böses Wort zu geben, ruhig seine Wege gehen. Aber dem Hausgesinde, welches die Thüre der Speisekammer offen gelassen hatten, gab er einen derben Filz.

Der Chorherr sagt bey diesem Beyspiele: Wenn ein Mensch von einer Schlange gebissen wird, so muß er ihrs nicht übel nehmen, denn sie thut nach ihrer Natur, wenn sie mit ihrer giftigen Zunge verletzet. Aber wenn der Mensch, der durch göttliche und menschliche Gesetze zum Wolthun verbunden ist, übels thut, wenn er, den Gott gerecht erschaffen hat, ein ungerechtes Urtheil spricht, so handelt er wider das Recht der Natur und der Vernunft.

Die alte Redlichkeit. *

Bullinger, und er allein, hat eine Geschichte, die kein Geschichtschreiber vergessen haben sollte. In dem grossen Rath der Stadt Bern ward beschlossen der Stadt Zürich gegen den Stand Schweitz mit ihrer Macht und ihrem Panier zuzuziehen. Sie schickten ihren Botschafter, Hans von Erlach, nach Zürich, anzuzeigen, daß man dieser Stadt zu helfen im Anzug wäre. Dieser richtete aus, was ihm anbefohlen war. Doch als die Berner mit ihrem Panier bis Langenthal kamen, waren Botschafter von Schweitz da, die den Truppen vorstellten, was für getreue Dienste Schweitz der Stadt Bern vor

* 1443.

Laupen bewiesen hätten, und sie bewegten daß sie anstatt in das Zürcherische, in das Schweizerische Lager zogen.

Der von Erlach war noch in Zürich als die Nachricht davon kam. Er erschrak darüber und sagte: Lieben Herren von Zürich, ich habe nichts anders, als was mir anbefohlen war, ausgerichtet; und bin als ein unschuldiger Mann nun in eurer Gewalt.

Aber die Züricher hielten ihn freundschaftlich, und gaben ihm eine Begleitung zu, die ihn bis auf Bernerischen Boden sicher durchbracht. Er blieb die ganze Zeit des Krieges durch in der Stadt Bern, und wollte nicht wider Zürich ins Feld gehn.

Der Vorzug im Sterben. *

Die Besatzung, die in dem Kriege mit Schweitz in dem Schlosse Greifensee den Feinden in die Hände fiel, ward nicht mit allgemeinem Beystimmen zum Schwerdt verurtheilt; einige wollten nur die, so darinnen um Sold gedient hatten, hinrichten, alle übrigen aber, die ihren Obern gehorsam gewesen wären, und ihre Pflicht gethan hätten, ledig geben; und einer von dem Zugerberge machte triftige Vorstellungen, daß man ohne Unterscheid alle los geben sollte. Hans von Landenberg stand mit den andern Gefangenen im Ringe, und hörte dem Streit um ihr Leben zu. Als er das Todesurtheil vernahm, sprach er: Lieben Herren, warum wollet ihr

* 1444.

doch den wackern Männern ihr Leben nehmen, die nichts verschuldet haben, als daß sie thaten, was Ehre und Eid ihnen auferlegeten? Hätten sie nicht gethan, was sie als Gehorsame gethan haben, so wären sie des Schwerdtes würdiger. Ich bitte darum, vergreift euch nicht an den Unschuldigen; oder nehmet mich für sie, und lasset euch an meinem Tod genügen. Als seine Bitte nichts verfieng, kehrete er sich zu seinen Mitgefangenen, und fuhr fort: Es sey denn, tapfere Männer, weil es nicht anders seyn kan; und ich will im Nahmen des Allmächtigen der erste seyn, der vor euren Augen als ein Mann von Ehre stirbt; damit euer keiner denke, daß ich

unterschieden seyn wolle, oder wenn ihr todt seyd, etwas ersonnen werde, das mich beym Leben erhalte.

Der Falsche und Grausame. *

Thomas von Falkenstein kam eines Tages in die Stadt Brück, er erzählte daß er aus dem Lager der Kantons käme, welche die Stadt Zürich berennet hatten; er hätte sehr an ihnen gearbeitet, einen Friedensantrag anzunehmen; izt wollte er seine Verrichtungen den Vornehmen von der Oesterreichischen Seite, die bey Basel lägen, zurückbringen. Der Rath von Brück bewirthete ihn freundschaftlich, und erwies ihm alle Höflichkeit. Er ritt weiter, und machte verrätherische Anschläge. Drey Ta-

* 1444.

ge hernach in dem dämmernden Morgen kam er wieder nach Brück vor die Thore. Bey ihm waren Hans von Rechberg, Balthasar von Blumeneck, Thüring von Hallweil, und andere vom Adel, mit mehr als vierhundert zu Roß und zu Fuß. Die Thorwächter fragten, wer er wäre; Falkenstein sagte, ob man ihn nicht mehr kennte, daß man ihn aufhielte. Wie kömmt es, fragten sie weiter, daß ihr so in der Frühe vor Tag kommet? Falkenstein: der Bischof von Basel ist bey mir; wir reiten in das Lager vor Zürich, die lezte Hand an den Frieden zu legen. Es ist viel daran gelegen, daß wir heute vor Zürich eintreffen. Darum haltet uns nicht länger auf. Wir sind Freunde, und wenn andere euch beleidigten, so

wären wir die, so euch beschützen wollten. Man that das Thor auf; sobald sie dadurch waren, schlugen sie die Wache nieder; im Augenblick waren die Truppen, die sie bey sich hatten, in der Stadt, fielen in die Häuser, und übten alle Feindseligkeit. Sie nahmen alles, was einigen Werth hatte, heraus, und Schiffe waren bereit den Raub weiter zu fertigen. Die Männer alle verschlossen sie zusammen in ein grosses Haus. Den folgenden Tag wollte Falkenstein sie enthaupten lassen; Rechberg hatte alle Mühe es zu hindern. Er ließ dann die Gemeinen ledig, die Vornehmen hieß er nach Laufenburg führen, und befahl die Stadt mit Feuer anzustecken. Die Thore waren verschlossen, doch warf er die Schlüssel einer von den

Bürgersfrauen mit den Worten zu: Da nimm die Schlüssel, du Vettel, und schließ das obere Thor auf, wenn ihr nicht verbrennen wollet. Man war mit den Gefangenen noch nicht weit fortgegangen, als ihm wieder in den Sinn kam, sie hinzurichten. Hans von Rechberg ward böse, und schwur, daß er es nicht leiden würde. Falkenstein sagte: Rechberg, wäre es hier nicht so gut mähen, als auf den Wiesen vor Greifensee? Rechberg erwiederte: Falkenstein, Falkenstein, du bist mörderisch genug mit Männern, die dir kein Leid thaten, umgegangen, und du willst diese noch tödten. Du hast uns hieher betrogen, und keiner von uns wäre so boshaft gewesen, dir zu folgen, wenn wir dein grausames Herz gekannt hät-

ten. Damit erhielt er den Gefangenen das Leben. Falkenstein legete sie in einen Thurm am Rhein bey Laufenburg. In Brück wußte man lange nicht, wohin sie gekommen wären. Falkenstein hatte Gedanken, sie den Franzosen zu verkaufen; sie wurden es innen, und einer von ihnen, Bürgi Kufer, erbot sich, sein Leben daran zu sezen, daß er aus dem Thurme käme, und Mittel suchete sie zu befreyen. Sie machten aus Leinlachen Seile, und liessen ihn auf eine Klippe herab, er hielt sich an einer Holunder-Staude, bis der Tag kam; dann empfahl er sich der Vorsehung, sprang in den Rhein, und schwamm durch den Rheinfall nieder. Gott half ihm, daß er ans Gestade kam. Man gab ihm in einem Meyerhof Klei-

der, und er ruhete nicht, bis er aus dem lezten Armuth der Stadt Brück so viel Geld gesammelt hatte, daß er seine Mitgefangenen loskaufen konnte.

Das Bad in Rosen. *

Nach des Dauphins Siege an der Birse bey Basel, welchen er mit so grossem Verlust gegen wenige Truppen der Kantons erhielt, ritten die Herren und Ritter auf dem Schlachtfelde herum, die erwürgten Körper, die im Blute da lagen, zu besichtigen. Unter ihnen ritt auch Herr Burkard Mönch, der den Dauphin ins Land geführt hatte. Er hatte das Visier am Helme aufgethan, und schaute über die Kirchhofmauer, wo

* 1444.

am meisten Todte lagen hinein, und sagte: Heute baden wir in Rosen. Unter den Leichen lag einer, der in Ohnmacht gefallen war, und izt wieder auflebte; der hörte die Worte, sprang auf, und ergriff einen schweren Stein, den warf er aus allen Kräften dem Ritter ins Angesicht, und schrie: Ha! so friß der Rosen auch eine. Der Ritter fiel vom Pferde, und fand in dem Rosenbade seinen Tod.

Die Schiffsflotte auf dem Zürchersee. *

In dem Kriege zwischen Schweitz und Zürich sah man auf dem Zürchersee Schiffsmächte. Die Züricher schickten zwey Streitschiffe in die See; jedes hatte vierhundert Mann, und war mit allen Kriegsbedürfnissen versehen. Die von Schweitz befuhren die See mit einer künstlich gezimmerten Flösse, welche den beyden Schiffen überlegen war, sie nennten sie den Bär, und hatten sechshundert Krieger darauf. Ein Mechaniker von Rapersweil verfertigte eine eiserne Maschine mit Widerhaken und Hauen, die ließ er unter der Mauer der Stadt, welche der See bespühlt, in den Grund des Wassers senken. Der Bär

* 1415.

kam, wie sonst mehrmals, an denselben Ort, aber izt blieb er auf den Angeln sitzen. Man zog in Rapersweil die Seile, an welche die Maschine fest gemachet war, über die Stadtmauer hinein, ohne daß die Männer auf der Flösse sie losmachen konnten. Aber die in Rapersweil zogen so begierig, daß die Seile sich auf der Mauer abbrandten, und die Flösse ledig ward.

Izt zimmerten die Züricher auch zwo Flösse, jede derselben hatte Stämme von hundert Schuhen die Länge; eine nenneten sie die Gans, die andere die Ente. Auf der Gans wurden achthundert, auf der Ente fünfhundert Mann eingeschiffet. Eine Menge Jagdschiffe beglei-

begleitete diese Flössen Der Vår allein hatte in dem Seegefechte bey Ståfen achtzehne derselben bey sich.

Die nichtskostende Gutthat. *

Der Chorherr, Felix Hämmerlin, hatte sich in dem hitzigen Kriege zwischen Zürich und Schweitz erlaubt, den Feinden seiner Vaterstadt alles Böse nachzureden, was er wußte oder sich vorstellete. Er fassete die ältern und die neuern Geschichten des Kantons in den häßlichsten Gesichtspunkt. Dafür ward er nach dem Kriege von den Weltlichen seinen geistlichen Hassern zur Züchtigung übergeben. Man schickte ihn aus einem

* 1448.

Gefängniß in das andere. Das lezte war in einem Thurm zu Luzern, aus welchem erst ein Räuber, der zwölf Jahre darinnen gelegen war, herausgenommen ward. Der Thurm stieß an das Franziscaner-Kloster. Der Guardian desselben hätte ihm mit leichter Mühe sein Elend erleichtern können; aber der Unbarmherzige that es nicht. Dieses ihm zu Gemüth zu führen, ohne daß er sich beleidiget fände, erzählte der Chorherr ihm folgende Parabel: In Solothurn wohnte ein einfältiger Mensch; einsmals, als die Aar hoch angewachsen war, sagte derselbe: Ha! wie fromm und großmüthig sind die Männer von Solothurn, da Sie von diesem Strome hundert und mehr Eimer Wasser entwenden könnten, daß man es in der

Stadt Basel nicht innen würde, sind Sie doch so gewissenhaft, daß Sie es wol nicht thun.

Der sichere Schlaf der Unschuld. *

Als die Züricherischen Truppen von dem Feldzug zurück kamen, den sie mit den Eidsgenossen nach Weinfelden gethan hatten die Beschimpfung ihrer Münze an den Kostnitzern zu rächen, wurden sie in der Stadt Winterthur freundschaftlich eingelassen und gütig bewirthet. In der Nacht als sie schon in tiefem Schlafe lagen, kam die Zeitung nach Winterthur, daß die Truppen der andern Kantons in dem Durchzug durch Rapersweil sich der Thore bemächtiget und die Stadt eingenommen hätten:

* 1458.

Die von Winterthur fürchteten dasselbe Schicksal von den Zürichern; einige von rohen Gemüthern schrien, man sollte sie in ihren Betten überfallen; andere von sanfterm Naturell fluchten diesem Gedanken; sie sagten, der stille Schlaf der Züricher wäre ein sicheres Zeichen, daß sie nichts Feindseliges in Gedanken hätten; doch sich davon zu versichern sollte man vor die Bette der Hauptleute gehn, und ihnen vorrücken was in Rapersweil vorgegangen wäre. Man sollte ihnen sagen, daß man sich versichert hielt sie mißbilligten das Unternehmen gegen Rapersweil, und sie selbst wären als Freunde in ihre Stadt gekommen und würden als Freunde sie wieder verlassen. Man sollte auf ihre Minen Achtung geben, die genug ver-

rathen würden, wie es in ihren Herzen stühnde.

Diesem Rath ward gefolget, sie erkenneten die Unschuld der Züricher an ihrer Gebehrde; die Hauptleute verbürgeten sich für die Treue ihrer Soldaten. Folgenden Tag schied man mit schönen Worten und grossen Freundschaftsbezeugungen von einander.

Einer von unsern frommen Alten. *

Der Vater Hans Fränklins, der Säkelmeister der Stadt Bern geworden, verdingete ihn, als er neunzehn Jahre hatte, zu einem Kürsner in Ravensburg, bey welchem er auch zwey Jah-

* 1470.

re auf Kosten des Vaters blieb. Darauf reisete er auf dem Handwerck nach Augsburg, Nürnberg, Prag, Kracau bis ins zehnte Jahr. Jzt befahl ihm sein Vater nach Hause zu kommen, und ein Weib zu nehmen. Er folgete ihm, wiewol in beyden Stücken ungern. Gleich die nächstfolgende Ostern ward er in den grossen, und einige Zeit darnach in den engern Rath genommen. Er schämte sich sehr, daß er, ein unerfahrner Jüngling, bey den vornehmen Herren sitzen sollte; denn er war im Rath der einzige der ein Handwerk trieb, und der nicht von seinen Renten lebete. Er hätte lieber seinem Handwerke gewartet. Er empfand auch bald, daß er mit seinem grössern Nutzen für sich gelebt hätte. Darum hielt er es für eine grosse Ge-

fälligkeit, daß ihm auf sein Ansuchen erlaubet ward, zuweilen in seinen Geschäften zu reisen. Nach einigen Jahren ward ihm die Regierung der Grafschaft Lenzburg aufgetragen. Bey dieser Sache war ihm nicht wohl; die Neigung des Landes war immer noch Oesterreichisch. Er sollte ein starkes Schloß verwahren, und er hatte den Krieg nicht gelernet. Er bat den Rath zum sechsten mal, daß er ihm mit diesem Amte verschonen möchte; und er nahm es nur auf Zureden seines Beichtvaters an, der ihm sagte, daß er seinen Obern gehorsam seyn müste. Er hatte viele Kinder, und wiewol er bey dem Amte sein ehrliches Einkommen hatte, so sah er doch daß seine Wirthschaft dabey nicht zunahm. Er bat jedes Jahr,

daß man ihm die Regierung abnehmen möchte. Erst nachdem die Grafschaft durch Unterhandlungen und Verträge in gute Ruhe gesezt war, ward ihm willfahret. Er hätte sich glücklich geschäzt, wenn man ihm auch die Rathsstelle abgenommen hätte; anstatt dessen ward er zum Verwahrer der öffentlichen Einkünfte verordnet. Es that ihm doch nicht so weh, daß er bey dieser Bedienung in seiner Nahrung zurück kam, als daß er sich schämte auf einem Posten zu stehn, den bisher die grösten Männer, Herren von dem ältesten Adel, bekleidet hatten. Denn er war der erste, der von Handwerkern denselben bekommen hatte. Als Säkelmeister ward er izt in Gesandschaften verschickt, und da ward er noch mehr schamroth, als man mit dem

Titel Ihro Gestrenge gegen ihn freygebig war; er sagte jedermann, daß er nur ein Kürsner wäre.

Man hat ihn oft sagen hören, daß seine Herren ihn nur zu hoch erhoben, aber den Nutzen seiner Familie schlecht besorget hätten; bey den beyden Aemtern, Lenzburg und dem Säckelamt, wäre er über fünfzehnhundert Scudi in Verlust gekommen, die er bey seinem Handwerk hätte verdienen können; er hätte sich genau einschränken müssen, damit er mit der bestimmten Besoldung auskäme, und nicht sein Haus und Baumgarten verpfänden müßte.

Zwar hatte er sein Handwerk nicht stille stehn lassen, er hatte drey und oft vier Gesellen auf demselben, und schickte von ihnen in seinen Geschäften nach

Genf, Lyon, und Frankfurt. Auch ward ein Säckelmeister bey vielen Gelegenheiten reichlich beschenkt. Aber weil er gar selten zu den Gesellen kam, so bracht ihm das Handwerk wenig ein; er hielt den Laden nur offen, damit er, wenn er von dem Amt käme, ihm wieder obliegen könnte; vornehmlich damit er seine Söhne zur Arbeit zöge, daß sie nicht Stadtkälber würden, (das sind seine Worte,) und der Stadt überlegen wären, und sie hälfen fressen.

Er bekennte, daß brave Männer ihm Geschenke gemacht, die er angenommen, weil er sie mit grösserer Schande ausgeschlagen hätte, da dieser schädliche Gebrauch allzu sehr eingeführt sey. Aber er fügte hinzu, und berief sich auf

jeden, der mit ihm Umgang gehabt, daß er für ein Geschenk, so er behalten, zehne von sich geschickt hätte. Keiner sey mit einiger Gabe zu ihm gekommen, daß er nicht von Herzen darüber erschrocken sey. Wenn ihr nach meinem Tode finden werdet, sagte er, daß ich mehr Gut nachgelassen, als ich an dieses Amt gebracht habe, so denket nur, daß ichs der Republik gestohlen habe, und dann sey alles, was ich habe, ihr heimgefallen.

Der wolberedte Feldherr. *

In der Feldschlacht bey Murten hatten die Kantons Hansen von Hallweil zum Feldhauptmann der Vorhut geordnet. Nachdem man vor den Wald hervorgekommen war, und das schier unabsehbare Lager der Burgunder einen förchterlichen Anblick vorstellete, trat er mit entblößtem Schwerdt vor die Schlachthaufen, und rief: Biderbe Männer! Hier habet ihr izt vor Augen die, so euer Vaterland, eure Häuser und Güter, eure Frauen und Kinder in Gedanken schon unter sich getheilt haben; die welche nach euerm Blute dürsten, die welche unsre redli-

* 1476.

chen Mitbürger und Mitstreiter zu Brie und zu Granson am Strick und im Wasser umgebracht haben. Euch hat sehr verlangt, sie an ihnen zu rächen, nun stehen sie da; darum seyd tapfer, rettet euch und die Euern, schlaget die Bösewichter; fürchtet die grössere Anzahl nicht, heut ist der zehntausend Ritter Tag und an solchem Tage haben unsre Voraltern vor vielen Jahren mit wenig Truppen vor Laupen eine überlegene Macht geschlagen; eben so siegreich soll für uns der heutige Tag werden. Jeder denke, ihn habe Gott hergesendet, sie zu schlagen. Gott ist unsre Stärke; steht er bey uns, so sind wir nicht ihnen nur, sondern der Welt stark genug; und daß er zu uns stehe, wol,

len wir ihn bitten. Kniet denn nieder, und empfehlet Seele und Leib dem Allmächtigen, der unsern Vätern geholfen hat, und auch uns helfen mag und will.

Es war ein regnichter ungestümer Tag; in währendem Beten that der Himmel sich auf, und gab einen hellen Sonnenglanz. Schnell sprang Hallweil auf, schwung sein Schwerdt, und schrie: Tapfere Männer, die Aenderung des Wetters, dieser helle Sonnenglanz, ist uns ein göttliches Zeichen, daß Gott bey uns seyn, und uns leuchten will. Darum munter im Nahmen Gottes; jeder denke, daß er streitet sein Weib, seine Kinder, aus der Hand eines grausamen Feindes zu retten. Und ihr Jünglinge habet ihr daheim Liebsten und Bräu=

te, ſo dringt tapfer in die Feinde, und übergebet ſie nicht den nichtswürdigen Welſchen ſie zu miſſbrauchen.

Die Hauptleute erhöheten den Truppen ihren Muth noch durch ein ander Wahrzeichen. Die Hunde der Burgunder, und der Kantons, die dem Lager nachliefen, hatten ſich mit einander herumgebiſſen, und die Hunde der Eidsgenoſſen die andern zurück in ihr Lager gejagt.

Das geistliche Gericht gegen die Würmer. *

Thüring Frickard, Doctor der Rechte und Stadtschreiber zu Bern, den wir als einen vernünftigen einsichtsvollen Mann kennen, hatte die Schwachheit, daß er mit dem Bischof von Losanne, Benedickt von Montferrat, veranstaltete, die Inger, eine Art Würmer, an das geistliche Gericht nach Losanne vorzufordern. Johann Perrodet von Freyburg, der in dem Ruf eines Rabulisten gestorben war, ward ihnen zum Fürsprecher gegeben. Nicht eine Formul, nicht ein Kunstwort der gerichtlichen

Pro,

* 1479.

Procedur, ward aus der Acht gelassen. Die geistlichen Väter hörten Klage und Antwort, Einrede und Gegenrede, mit richterlichem Ernst an, und nach langer gewissenhafter Erdaurung der Sachen und der Umstände fälleten sie die ernsthafte Sentenz: Und darauf haben wir nach Berathung mit den Rechtsgelehrten und Weisen erkennt und geurtheilt, daß die Klage auf die Würmer, als Zerstörer des Korns, des Grases, und der Erde, vollkommen begründet sey; und also haben wir sie in der Person Johann Perrodets schuldig erfunden; darum denn erklären wir sie für bännig und verworfen, befehlen ihnen und gebieten, daß sie ohne allen Aufzug von

Feldern, Gärten, Boden, Samen und Früchten ablassen; wir fluchen ihnen im Nahmen des allmächtigen Gottes; verflucht sollen sie jedermann heissen, und wohin sie immer flüchtig werden, täglich abnehmen, untergehen und verderben, also daß nicht ein Gelenk von ihnen verbleibe, derer keines zum Bedürfnisse der Menschen dienet.

Die Sentenz war strenge genug, und doch gab die verurtheilte Partey nicht die geringste Achtung darauf; sie verachtete das priesterliche Ansehn und Gebot, und lebete wie von Alters her von ihrer natürlichen Nahrung.

Der Einsiedler, ein Patriot. *

Der gottselige Nikolaus von der Flue war mitten in seiner einsamen Celle noch ein Patriot. Er blieb nicht gleichgültig, als die Kantons nach dem Burgundischen Siege unter einander kaltsinniger wurden, und die Gemüther sich entfernten. Er wendete die kräftigsten Vorstellungen an, das gegenseitige Vertrauen herzustellen. Er ergriff jede Gelegenheit sie zu vermahnen, daß sie sich in fremde Händel nicht mischeten, die Gastfreundschaft, die Einfalt der Sitten, und die Aufrichtigkeit ihrer Alten nimmer aus den Augen liessen, gut Recht und Gericht hielten.

Er gieng nicht immer mit sich selbst

* 1480.

und einsam an der Sonne, er besuchte öfters seine Söhne und Töchter, von welchen erzählt wird, daß keins derselben noch ihre Kinder ohne Gebrechen am Körper oder Gemüthe gewesen sey. Wer ihn zu besuchen kam, den empfieng er liebreich und gütig, und sparte seine Erinnerungen nicht. Er war von frölichem Gemüthe, und ward selten traurig gesehen. Er hatte schwarze helle Augen, seine Gestalt war lang und hager; die Farbe des Leibes braun, die Haare schwarz; der Bart dünne mit zwo Spitzen; die Stimme männlich doch langsam; die Adern schwollen auf, wenn er redete und schienen mehr mit Luft als mit Blut erfüllt.

Mit Subtiliteten und Grübeleyen

der Gottesgelehrten gab er sich nicht ab, er überließ dieses denen die von Gelehrsamkeit und Belesenheit ein Geschäft macheten.

Die Herren von Bern hatten ihm ein Geschenk gemacht, für welches er ihnen auf eine seiner Person würdige Art schriftlich dankete. Der Brief fängt an: „Der Nahmen Jesus sey euer Gruß. Ich danke euch fast und freundlich für eure beliebte Gabe; und ihr sollet wissen, daß ich ein grosses Begnügen daran habe, und wäre sie halb minder gewesen, so begnügte sie mich fast wol; und wenn ich das um eure Liebe verdienen könnte, gegen Gott und gegen der Welt, so wollte ich es mit gutem Willen thun.„ Und nach etlichen Zei-

len: „Frieden ist allwegen in Gott, und Frieden mag nicht zerstört werden, Unfrieden aber wird zerstört, darum sollet ihr lugen, daß ihr auf Frieden stellet.„

Zulezt vermahnt er sie zur Religion: „Es ist mancher Mensch, sagt er, zweifelhaftig an dem Glauben, und der Teufel thut manchen Anfall an den Glauben, und ficht allermeist den Glauben an. Wir sollen aber darinn nicht zweifeln noch zweifelhaftig seyn, wenn er so ist, wie er gesetzt ist; und ich schreibe euch das nicht darum, daß ich glaube, daß ihr nicht recht glaubet, mir zweifelt nicht daran, daß ihr gute Christen seyd.„

Von diesem gottesfürchtigen Mann

ist der Nikolaus von der Flue entsprossen, der in unsern Tagen (1765. 1766.) das Land Rheinthal so gerecht und so uneigennützig regiert hat.

Die freundschaftliche Tafel. *

Hans Waldmann, den die Stadt Zürich mehr nach seinem fatalen Ende kennt, als nach dem Ruhm und den Diensten, die sie von ihm empfangen hat, war von einem aufgeweckten, geselligen, und angenehmen Umgang. Er hatte etliche vertraute Freunde, derer Herz und Seele ganz zu seinem Herzen und seiner Seele gestimmt waren. Die vornehmsten waren Hans Helfenberg,

* 1480.

Leutpriester zu St. Peter, Hans Meis, Dominicus Frauenfeld, Ludwig Aman, Gerold Edlibach.

Frauenfeld ward der erste Landvogt im Rheinthal; Aman ist als Stadtschreiber belobt; wir kennen auch den Geschichtschreiber Edlibach. Mit diesen und noch sieben andern wackern Männern errichtete Waldmann eine ordentliche Tischgesellschaft auf. Sie gaben ihre häusliche Wirthschaft auf, und nahmen die täglichen Mahlzeiten mit einander gesellschaftlich in dem Hause zur Schnecke. Sie hatten mit dem Gastwirth einen Vertrag, daß die Zeche für die Person niemals höher als achtzehn Häller seyn sollte; aber den Wein schaffete sich jeder aus seinem Gelde an. Wer von einer

Mahlzeit ausblieb, büßte seine Abwesenheit mit einem Kreuzer. Sie verlangten nicht eine niedliche, leckerne Tafel; sie selbst würzten die Speisen mit muntern Gesprächen, die über alle Gallerten und Salsen waren. Es waren nicht compotationes noch concœnationes, sondern convivia tempestiva, accubationes epulares amicorum; und, wie der ältere Cato, ipsorum conviviorum delectationem non voluptatibus corporis magis quam cœtu amicorum & sermonibus metiebantur.

Der Tod Waldmanns. *

Als der Bürgermeister Waldmann sein Todesurtheil auf dem Fischmarkt angehört hatte, fieng er an zu reden: „Es „wird mir nicht schwer fallen, mit „Gott und der Wahrheit alle diese „Beschuldigungen zu beantworten, und „meine Unschuld an den Tag zu legen.„ Gleich fiel ihm der Beichtvater in die Rede, und sprach: Herr Bürgermeister das habet ihr mir nicht versprochen, sondern daß ihr alles dem allwissenden Gott heimstellen wollt; dagegen ich euch verheissen habe, daß Gott euer Schweigen für Reue und Busse annehmen werde. Waldmann erwiederte: So will ich denn schweigen, mein Schicksal wil-

* 1489.

lig tragen, und von irdischen Dingen nichts mehr reden. Der allmächtige Gott nehme mich an, und verzeihe mir und allen meinen Hassern. Auf der Richtstätte bat er, wer mit ihm beten wollte möchte die Hand aufheben; jedermann hob sie auf, und er rief: Das danke euch Gott treulich. Nachdem er gebetet hatte, gieng er drey Schritte gegen der Stadt, segnete sie, und empfahl sie Gott. Der Scharfrichter zog ihm auf dem Grase die Kleider aus, indem er mit Inbrunst betete. Er war aschfarbig gekleidet, Hosen, Rock und Wams, und diese zwey waren von Damast. Als er zum Schwerdt entblößt war, gieng er über einen Laden auf die Todtenbühne, die aus ein paar Scheunthoren, über eine grosse Stande geleget, bestuhnd.

Da er izt die grosse Menge Volks übersahe, rief er laut: Dem Gott des Himmels sey gedanket, daß ich so viele gottselige Seelen bey meinem Ende haben soll, die mit mir, und für mich Gott anrufen. Ein lautes Weinen erhob sich unter der Menge. Indem ward er der Gesandten der Kantons gewahr, redete sie an, und nahm mit anständigen Worten von ihnen Abscheid. Dann machte er mit dem rechten Fuß ein Kreuz auf die Bühne, kniete, und rief: Allmächtiger, erbarme dich meiner; und streckte sein Haupt empor. Der Vater sprach ihm vor: Ich glaube in einen Gott; dann, Vater den allmächtigen Gott; indem Waldmann noch sprach Vater, schlug der Scharfrichter ihm das Haupt ab. Da er ein schwerer langer Mann

war, erklang es laut, als er auf die Bühne fi l.

Die Urkunde der Tapferkeit. *

In dem Kriege mit Maximilian und dem deutschen Reiche giengen eines Tages die Algauer aus ihren Verschanzungen hervor, und fielen über den Rhein hinein bis auf Gams. In diesem Ueberfall hatte Hans Walch, andere nennen ihn Hans Schuler, alles Pulver verschossen; noch stand er in seinem Vortheil gegen zwanzig Reuter, und hob dreye derselben aus dem Sattel. Ein Herr von Brandiß hatte solchen Gefallen an seiner Tapferkeit, daß er ihm Sicherheit und Freyheit anerbot, wenn

* 1499.

er sich ihm gefangen geben wollte. Und er gab ihm hernach eine Urkunde unter seinem Siegel, daß er ihn die unglaubliche That habe verrichten sehen.

In demselben Krieg hatte auch Heinrich Wolleb von Uri sich den Schwaben fürchterlich gemachet; sie frolocketen, als er in dem Streit gegen den stählernen Haufen bey Frastanz erschlagen ward. Ein Schwabe fragete kurz hernach einen der Eidsgenossen: Lieber, was thut izt euer Heinrich Wolleb? Dieser erwiederte: Er spielt mit Burkarden von Randeck im Brete. Randeck war eine Brustwehr der Schwaben, wie Wolleb der Eidsgenossen; er war in dem Treffen im Schwaderloch geblieben.

Die Kinder, die ihre Mahlzeit von Grase halten. *

Birckheimer erzählt: Der Kaiser Maximiliar befahl mir mit einigen Truppen bis zu den Wurzeln des Berges Braja vorzurücken. Der Weg dahin führte mich durch ein grosses abgebrandtes Dorf. An dem Ende desselben begegneten mir zwey alte Weiber, welche bey vierzig Kindern, Knaben und Mädchen, wie eine Heerde Schafe vor sich her trieben. Sie waren alle so sehr ausgehungert und entfleischt, daß man sie ohne Schauder nicht anschauen konnte. Ich fragte die Alten, wohin sie mit dieser elenden Schaar gedächten. Sie hatten kaum die Kraft zu antworten, ich wür-

* 1499.

de es bald sehen. Ich sah auch, daß sie in eine Matte hinein giengen, wo sie auf die Kniee niederfielen, und wie Vieh das Gras abmäheten, nur mit dem Unterschied, daß das Vieh es mit der Zunge und den Zähnen, sie mit den Händen pflücketen. Sie hatten schon die Art der Kräuter kennen gelernet, und wußten, welche bitter und unschmackhaft, oder angenehm und süsse waren. Sie lasen vorzüglich diejenigen Kräuter aus, welche etwas säuerliches hatten. Ich stand erstarrt, der Anblick hatte mich aus mir selbst gesetzt, als eine von den Alten wieder das Wort nahm: Ihr sehet, warum ich diese Armseligen hieher geführt habe. Besser wäre für sie gewesen, daß sie niemals wären gebohren worden, als

daß

daß sie zu diesem elenden Leben verurtheilt sind! Ihre Väter sind durch das Schwerdt gefallen, die Mütter hat der Hunger getödtet, ihre Habe ward eine Beute des Feindes; ihre Häuser sind von der Flamme verzehrt. Unser beyder Alten Geripve sind übrig geblieben, damit wir die armen Verwaisten, wie eine Herde, auf die Weide von Grase trieben. Wir hoffen doch, sie und wir werden bald von diesem Jammer erlöset werden; denn da ihrer noch einmal so viel gewesen waren, so sind sie bis auf die Hälfte vermindert worden, täglich kommen etliche vor Hunger und Mangel um; am glücklichsten sind die, welche zuerst sterben, und durch einen geschwinden Tod dem Elend entfliehen.

Die kommende Strafe. *

Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, den die Schweitzer gegen Ludwig den Zwölften beschützet haben, welchen hernach nicht sie, sondern der einzige Turmann, in Novara dem König verrathen hat, war einer der gewaltthätigsten Herren. Er hatte seinem Nefen, Johann Galeaz Maria, ein langsames Gift geben lassen, damit er das Herzogthum, das er als Vormund ihm lange vorenthalten hatte, auf seine eigene Person brächte. Zudem hatte er keine Liebeskünste, keine feinen Wendungen unversucht gelassen, damit er ihm seine Braut, die schöne Isabella von Aragon, abspenstig machete; und als sie seine verliebten An-

* 1500.

griffe mit hohem Muthe zurückschlug, den beyden Verlobten lange nicht erlauben wollen, das Beylager zu halten. Einige schreiben, er habe den jungen Mann durch zaubrische Tränke untüchtig gemacht ihr beyzuwohnen. Durch seine Gemahlinn, Alphonsina von Ferrara, ließ er ihr so viel Verdruß anthun, und ihr so verächtlich begegnen, daß ihr das Leben zur Last ward. Er war eines der vornehmsten Triebräder, die französischen Waffen in Italien zu ziehen, wo Karl der Achte das Haus Aragon, das in Napels regierte, stürzete. Diese und mehr dergleichen Uebelthaten waren es, für die er in Frankreich durch eine lange Gefangenschaft, welche er erst mit seinem Tod endigte, der Strafgerechtigkeit büssen muste.

Der tapfere Bülacher. *

In der Entsetzung der Stadt Novara waren alte erfahrne Kriegsmänner, welche die jungen starken Männer, die niemals zuvor bey dergleichen blutigen Geschäfte gewesen, und zum Streit desto begieriger waren, zuvörderst an die Linien stellten, und unter sie sich vertheilten. Der Feind stand vor ihnen in einer guten Schlachtordnung, und glänzete wie ein stählener Berg; er hatte viel Geschütze bey sich, und war überdieß von einem Graben bedecket. Unter den alten Kriegern stand Hans Keller von Bülach, einer der Hauptleute, der schrie den Truppen zu: Tapfere, liebe, fromme, getreue Eidsgenossen! Lasset

* 1513.

uns unserm Vaterland auf den heutigen Tag Ehre einlegen, wie unsere Voräl-tern durch Gottes Hülfe mehr gethan haben. Lasset uns die hochmüthigen Worte rächen, welche die Franzosen uns noch kürzlich in der Belagerung zuge-rufen haben. Entsetzet euch nicht vor ihrer Anzahl. Es sind alles nur fluch-würdige, zum Tod verurtheilte Leute, welche den guten Herzog aus seinem vä-terlichen Lande zu vertreiben gekommen sind. Es kan nicht seyn, daß Gott de-nen beystehe, die so ungerechte Handlun-gen unternehmen, Feinde der heili-gen Kirche, und von der Gemein-schaft der Kirche und ihrer Güter aus-geschlossen sind.

Dann fielen sie auf die Kniee, em-pfahlen sich Gott, und liefen vor dem

Geschütze des Feindes an ihn. Damit die Ordnung nicht getrennt würde, standen die lebenden augenblicklich in die Lücken der Todten.

Der Cardinals-Wein. *

Vor dem einheimischen Krieg zwischen Zürich und Schweitz war ein Wein in diesen Gegenden gewachsen, den man wegen seiner Süßigkeit den Königswein betitelte; doch im Jahr 1316. ward ein Wein gemacht, der jenen weit übertraf, denn er blieb süß und starck bis in den folgenden Sommer; dann ward er goldgelb, starck, und angenehm. Als der Cardinal von Sitten Matthäus Schinner mit dem Probst des Stifts in Zü-

* 1516.

rich, Felix Frey, aß, und ihm von diesem Wein eingeschenkt ward, hielt der Cardinal ihn für italiänischen Wein; der Probst betheurete, daß er nahe bey der Stadt gewachsen wäre. Ey, sagte der Cardinal, warum bauet man die boshaften Reben nicht aus, die so vortrefflichen Wein geben können, und ihn nicht allezeit geben.

Der gute Minorit Johannes von Winterthur erzählet, daß in seinen Lebzeiten 1336. die Reben der Züricher gegen ihre Natur einen Wein gegeben, den man dem Elsasser an die Seite setzen können. Vor derselben Zeit sey er so herb und scharf gewesen, daß er das Eisen der Gefässe durchbissen habe, seitdem sey er süsse geblieben. Es mochte ungefähr um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts seyn als er dieses schrieb.

Das Geyerrupfen. *

Als in der Disputation über den Glauben Doctor Faber des Bischofs von Kostnitz Vicar sich vermessen hatte, die Sache, die Zwingli zu behaupten versprochen, zu widerlegen, und hernach augenscheinlich stecken blieb, machten sich etliche junge Herren ein lehrreiches Vergnügen, Fabers Einwürfe in einer Schrift zu beantworten. Sie theilten sich in die Controvers-Artickel, und jeder arbeitete den seinen mit untermischtem spizigem Witz aus, der der Sache ein munteres Aussehen gab. Und weil jeder von ihnen ihm eine Feder aus dem Kamme, oder aus dem Flügel aus-

* 1523.

gerissen hatte, gaben sie der Schrift den Titel, das Geyerrupfen. Die Jünglinge waren Conrad Luchsinger; Hans Hab, der nachgehends Bürgermeister geworden; Hans Hager; Heinrich Wolf, hernach Amtmann zu Embrach; Heinrich Werdmüller; Conrad Escher; Ulrich Funk; diese drey wurden Zunftmeister, und Räthe. Es ist guter ächter Witz in ihren Einfällen.

Die Vertraulichkeit im Schlachtfelde. *

In dem ersten Feldzuge, als die Kantons der Religion wegen gegen einander im Felde lagen, übte die Eidsgenößische menschliche Güte des Herzens ihre Macht noch so stark, daß die Wachten sich einander näherten, einander zuriefen, und freundschaftlich zusprachen, sie wollten nicht mit einander schlagen, es sey eine Plage über sie gekommen, und sie wollten Gott bitten, daß er sie ihnen abnähme. In dem Lager der fünf Orte war ein grosser Mangel an Speise, in dem Züricherischen hingegen Ueberfluß. Darum begaben sich zuweilen einige gute Männer über die Gränzen hervor,

* 1529.

und liessen sich von ihren wolbekannten Zürichern gefangen nehmen: Diese wurden zu dem Zürichrischen Hauptmann geführt, der ihnen Brod gab und sie freundschaftlich zurück schickte. Einmal nahm ein Trupp wackerer Männer von den Katholischen eine grosse Schüssel mit Milch, stellte sie mitten auf die Gränzlinie, und schrie den Zürichern zu, sie hätten da eine gute Milch, aber keine Brocken darein zu schneiden. Alsobald liefen etliche brave Züricher zu ihnen mit Brod, und schnitten davon in die Milch. Jeder lag auf seinem Erdreich, und aß aus derselben Schüssel; wenn dann einer über die halbe Schüssel griff, schlug ihn der andere mit dem Löffel auf die Finger, und sprach: Iß auf deinem Boden. Dergleichen Scherze trieben sie

oft. Der Stadtmeister von Straßburg, Jakob Sturm, einer von den Schiedrichtern, sah ihnen zu, und das Herz hüpfte ihm. Ey doch, sprach er, was für Leute sind die Eidsgenossen, wenn sie Krieg führen, so sind sie doch eins, und vergessen der alten Freundschaft nicht.

Der Auszug aus dem Vaterland. *

Es war eine starke und gesetzte Entschliessung von mehr als hundert Personen des Städtgens Locarno, ihre schönen Wohnungen und Güter, fruchtbare Obstgärten und Weinberge, in einem angenehmen, warmen und bequemen Gelände zu verlassen. Und welche rüh-

* 1555.

rende Skene mußte es für ein empfindliches Herz seyn, als die Ehemänner von ihren Ehefrauen, Ehefrauen von ihren Ehemännern, Eltern von Kindern, Kinder von Eltern, Brüder von Schwestern, Schwestern von Brüdern, Freunde von Freunden schieden, mit keiner oder geringer Hoffnung, daß sie einander nur einmal noch sehen würden! Es waren Leute von jeder Stufe des Alters, Greisen, Männer, Jünglinge, blühende Jungfrauen, Kinder, die an der Brust der Mutter hiengen, und von verschiedenem Stand, und verschiedener Lebensart, Edle und Vornehme, und Reiche, Mittelmäßige, Unbemittelte, Kaufleute, Aerzte, Handwerker. Der Auszug geschah nicht ohne Schmerzen, doch daß die stille, sanfte Gelassenheit

über die Schmerzen siegte, und die Mine des Betrübtesten erheiterte. Die strenge Jahrszeit im Märzen erlaubte ihnen nicht weit fortzugehen. Sie mußten jenseits der Alpen stille liegen, bis der kommende Frühling ihnen die Wege über die hohen Gebirge eröffnete. In dieser Zwischenzeit hatte Catharina Rosalina, Johanns Muralto, des Chirurgus, Ehefrau das Vergnügen wieder zu ihrem Ehemann zu kommen. Sie hatte mit zwo andern wackern Frauen, Barbara Muralt und Lucia Balora, dem Bischof von Terracina Wahrheiten gesagt, die ihn so sehr beleidigten, daß er Sbirren in ihr Haus schickte, sie ins Gefängniß zu führen. Diese fanden sie vor dem Putztische, als sie eben im

Begriff war ihre Haare zu flechten. Sie bat um einen kurzen Verzug, bis sie sich gekämmt hätte. Indessen rückte ihr Ehemann einen Kasten vor einer verborgenen Thüre weg, und sie bekam Zeit, durch dieselbe zu entfliehen. Die kleine Caravane machte die Reise über die Alpen, ohne den geringsten Schaden an Menschen, oder Vieh, oder Gut, zu Fuß, zu Pferd, auf Wagen, in Schiffen, so freudig und aufgeweckt, als ob sie nicht ins Elend, sondern an eine Hochzeit giengen. In der That giengen sie zu Freunden. Die gute Stadt Zürich nahm sie mit offenen Armen, und eben so offenem Herzen auf. Ihr Haupt und Führer Thaddäo Duno, Doctor der Arzneywissenschaft, hatte ihnen die Thore

und die Herzen dieser Stadt und ihrer menschenfreundlichen Einwohner geöffnet. Man empfieng sie als Gastfreunde, Mitbürger und Brüder; man ließ sie mit voller Freyheit in der Stadt sitzen, und sich Wohnungen nach eines jeden Gelegenheit und Gutdünken suchen. Sie ordneten eine kleine Kirche an, in welcher sie den Gottesdienst in ihrer Sprache verrichteten.

Beccaria und Ochino waren ihre ersten Prediger. In kurzer Zeit wurden sie des veränderten Clima, der neuen Sprache, der neuen Speisen, Kleidung, Manieren und Gebräuche gewohnt. Sie nahmen die Zürcherischen Sitten an, und gaben Zürich eine Tinctur der ihrigen. Die Züricher heuratheten Lo-

carnerinnen, und die Locarner Zürcherinnen; also flossen sie in ein Volk zusammen. Man wollte sie bereden, daß sie sich in Tomiasca niederlassen sollten, aber die Vorsehung lenkete ihre Neigung nach Zürich.

Es schien, der Himmel hätte sie vor mehr als einem Unglück gerettet, denn gleich im folgenden Jahre schwellte ein Waldwasser, Ramongia genannt, das Thal Valle Marcia; es ward davon in einen See verwandelt, bis die Wasser ausbrachen, und in die Gassen des Städtgens Locarno liefen, wo sie alles mit Holz, Stein und Sand, überschütteten. Im Jahr 1584. raffte die Pest zween Drittheile der Einwohner dahin. Ueber dieses hatte eine Bande Banditen

den grossen See so unsicher gemacht, daß die Kantons genöthiget waren Truppen auszuschicken, die Sicherheit herzustellen. Noch mehr verwirrten das Land die Fehden von zwey Geschlechtern, der Baciochi und der Renaldi, welche in ihre Streite auch die besten Familien von Locarno verwickelten.

Das politische Testament. *

Heinrich Bullinger, dieser vortreffliche Freund der Stadt Zürich, der doch kein gebohrner Bürger war, der ihr seine Arbeiten, Dienste und ganzes Leben aus natürlicher Neigung gewiedmet hatte, erstreckte seine Sorge für ihr Wolseyn, bis jenseits seines Grabes. Er wußte, wie viel Nachdruck die Worte ihres ster-

* 1565.

benden Freundes auf die Herzen haben mußten. Er schrieb ein Testament voller christlicher und politischer Erinnerungen, welches vor den Räthen und den Zweyhunderten in der grossen Rathsversammlung sollte gelesen werden. Man kan es eine eidliche Versieglung seines Predigtamtes, seiner Lehre, und seines Wandels nennen. Er bittet sie, daß sie unter einander einig seyn, einer den andern liebe, ehre, und ihm Gutes gönne; niemand den andern wegen seiner Würde oder Vorzüge neide und hasse. Ihr meine Herren die Zunftmeister und die Räthe, sagt er, von der Constaffel und den Zünften, seyd mit den Zweyhunderten ein einziges Haupt, an dem einzigen Leib der Gemeinde; darum sollet ihr mit ihnen zusammenziehen, und eins

seyn, eure guten Satzungen gegen die Laster, und das verderbliche Kriegen handhaben und vollstrecken. Ihr sollet daheim und auswärts auf Frieden und Ruhe stellen, und unnöthigen, muthwilligen Krieg fliehen; wo nicht, so würde Gott euch so genug zu kriegen geben, daß ihr nicht wüßtet wo das Ende wäre. Lasset euch eine fromme Gemeinde als den Vätern des Volks anbefohlen seyn. Haltet jedermann gutes Gericht und Recht, schirmet die Guten, strafet die Uebelthäter. Sehet die Person nicht an; nehmet nicht Gaben, handelt nicht nach Gunst. Lasset die guten Anordnungen für die Armen nicht zu Grund gehen, aber wehret, daß der Bettel nicht eine Lebensart werde. Den Spital und die Krankenhäuser versehet

mit Treue, doch verschonet ihnen auch, und übersetzet sie nicht. Ordnet Amtleute und Schaffner, die nicht zuvor unhäuslich und verthuisch, jezt aber geizig und hart sind, die in sechs Jahren reich werden wollen.

Vor anderen ist der Artikel merkwürdig, in welchem er ihnen die Buchdrukerey empfiehlt: Jedermann, sagt er, weiß aus der Erfahrung, daß Gott durch diese Kunst dem Aberglauben den Hals abgedruckt, und der Wahrheit auf die Füsse geholfen hat. Aber darum sind böse Leute dem Bücher drucken sehr aufsätzig und feind; stände es an ihnen, so würden sie es gerne hemmen, und noch lieber abschaffen; es wird aber so viel Gutes mit den Büchern geschaffet, als mit den Predigten, weil der

mündliche Vortrag nicht so weit erschallet wie die Stimme eines Buches; und darum lasset euch nimmermehr bereden, daß ihr ein solch herrliches Kleinod hintertreiben, oder unterdrücken wollet. Aber man besorge den Druck mit grosser Vorsichtigkeit, daß nichts schnödes, noch verderbliches, noch aufrührisches gedruckt werde.

Der freundschaftliche Caprice. *

Es war ein lustiger Einfall, der doch auf Gastwirthschaft und Freundschaft zielte, daß im Jahr 1576. zween und funfzig junge Züricher sich vereinigten, die freundschaftliche Stadt Straßburg mit einem angenehmen Besuch zu über-

* 1576.

raschen. Der Entwurf war, daß sie die Reise zu Wasser vornehmen, und an dem Tage, an welchem sie in das Schiff gesessen wären, in Straßburg anländen wollten. Sie vollführten ihr Vorhaben den 22sten Junius auf der Limmat und dem Rhein, und brachten zum Wahrzeichen einen Hirsbrey, den sie den Morgen in Zürich hatten kochen lassen, von Sonne und Wetter begünstiget am Abend noch warm in die werthe Straßburg, wo sie mit offenen Armen empfangen, und ihnen die unbetrieglichsten Merckmale von Hochachtung und Freundschaft gegeben wurden. Johann Fischart von Straßburg, sonst Menzer genannt, das beste Genie das Deutschland damals besaß, besang dieses schnelle und

glückliche Schiff in einer rohen Sprache mit poetischer Begeisterung, und als ein schwacher Geist sich in elenden Reimen über den Hirsbrey und die Schweizerknaben unnütz machte, wäschte er ihm den Kopf mit satirischem Salze.

Doch war der Einfall und die Reise nicht neu. Im Jahr 1456. hatte eine Gesellschaft munterer Züricher dieselbe Schiffahrt mit einem Hirsbrey nach derselben Stadt ausgeführt. Sie waren eben so gastfreundschaftlich aufgenommen, und keine Ehrenbezeugungen gegen sie gespart worden. Damals verwahrten die gütigen Straßburger den Hafen, der den Hirsbrey zu ihnen bracht, in ihr Zeughaus zum Gedächtniß. Ein Hösch von Zürich gewann die beste Gabe im Rennen, und Heinrich Waldmann ein

anderer Züricher die beste im Steinwerfen und im Springen.

Wiewol das Unternehmen nur Scherz schien, so war es doch wegen des Rheinfalls bey Laufenburg und anderer Klippen mit Gefahr begleitet, und brauchte unerschrockne Männer.

Die Nothwehr gegen die Justitz. *

In dem Land Appenzell ward ein Landesschluß gemacht, daß in jedem Kirchensprengel die mehreren Stimmen entscheiden sollten, ob man Prediger des Evangelii haben wollte. Hierauf hatte in den aussern Rhoden das Evangelium schier durchgehends die Majorität. Auch in den innern machte es starke Pro-

* 1587.

gresse. Aber in dem Hauptflecken Appenzell fand es mächtige Hindernisse, seitdem die Capuziner erhielten, daß ihnen ein Kloster gebauet ward. Sieben und zwanzig junge Männer, welche die Sache des Evangelii mit vieler Lebhaftigkeit trieben, wurden für einen grossen zwiefachen Landrath beschieden, der beynahe aus zweyhundert Personen bestand. Er tractierte sie als Criminels, man sammelte in ihrer Gegenwart die Stimmen, ob sie aus dem Land verwiesen, oder hingerichtet werden sollten. Eine geheime Abrede war, wenn der Präsident mit der Hand ein Zeichen aus dem Fenster gäbe, so sollte der Meßmer etliche Streiche an die grosse Glocke schlagen, die Rathsmänner hierauf von dem Rathhaus gehen, und die Verurtheilten

der Wuth des Catholischen Pöbels, der auf dem Platz wartete, Preis gegeben werden. Aber dieselben waren gewarnet, und hatten ihre Entschliessung genommen. Als der Präsident jezt das Fenster öfnete, das Zeichen zu geben, bemächtigten sie sich der Thüre, zogen unter ihren Mänteln Weidmesser und Dölche hervor, und schrien: Weil ihr aus Hirten, die ihr seyn solltet, wütende Wölfe geworden seyd, so wollen wir unser Leben, wie gegen Raubthiere, beschützen. Der Präsident zog die Hand von dem Fenster zurück, und rief, Friede, Friede! Er befahl dem Landweibel, daß man den Pöbel nach Hause schicken sollte, und den Rathsmännern, daß sie sich stille halten sollten. Die reissende Thiere verwandelten sich in Schafe.

Tausend Menschen von Einem Tode verschlungen. *

Pleurs war ein Städtgen in dem Amt Chiavenna, mit Palästen und Lusthäusern nach italiänischer Bauart geschmückt. Da waren adeliche, und kaufmännische Familien, die es mit einem Reichthum von goldenen, silbernen, seidenen Kostbarkeiten angefüllt hatten. Aller der Pracht, die Schätze, die Paläste, Lusthäuser, Gärten und Kirchen, mit den Besitzern und ihren Aufwärtern und Untergebenen, einer Anzahl von tausend bis zwölfhundert Personen, giengen den 4ten Herbstmonat 1618. bey schönem heiterm Himmel, im Augenblicke zu Grund. Der Berg Conto,

* 1618.

der über dem Städtgen hieng, hatte sich von einer innwendigen Erschütterung gespalten, und war mit seiner ganzen Last auf dasselbe gefallen. Es ward in das Eingeweid der Erde versenkt, daß keine Spitze davon mehr hervorragete. Der Fluß Maira, der es mitten durchschnitt, ward in seinem Laufe gehemmt, und formierte einen See, aus dem er sich erst nach zwo Stunden herausarbeitete. Nach besondern Nachrichten, die man in alten Chroniken fand, war dasselbe Schicksal schon einem Flecken, Namens Belfort, begegnet, der etwas tifer in die Enge des Thales hinein gelegen, und durch eine Ueberschwemmung untergegangen war. Man hatte hernach weiter in die Ebne hervor gebaut, und

die neuen Wohnungen Pleurs, das ist, Thränen genennt.

Ich stelle mir vor, wenn ein schwacher, unbesonnener Kopf, diesen Tag das Städtgen in blühendem Flor, und den folgenden Tag für die Stätte, wo es gestanden, einen See gesehen, daß er ausgerufen hätte: Welches schwere Gericht hat Jünglinge und Greisen, Unschuldige und Schuldige, Gesunde und Kranke, zusammen hinweggenommen! Wie viel Hoffnungen, wie viel gute Thaten, wurden verscharret, indem einige Uebelthäter gestraft sind! Sind diese guten Menschen zu diesem Tod in die Welt gekommen? O daß sie sich Häuser in den wüsten Ebenen von Afrika gebaut hätten, wo kein Berg gespalten

und auf sie gefallen wäre! Zu welchem Ende sind sie gebohren worden, und welchen Nutzen hat die menschliche Natur von ihrem Tode gehabt?

Aber ein gesetzter, tiefer denkender Weiser würde bessere Gedanken gehabt haben! Ein frühzeitiger Tod ist nicht allemal ein Uebel, und oft ein wirkliches Gut. Wie vielen von diesen Erschlagenen, wenn sie gelebt hätten, wäre grosser Jammer bereitet gewesen! In diesem schnellen Tode haben sie gewiß weniger gelitten, als wann sie ihn in langen Bangigkeiten auf dem Sterbbette hätten erwarten müssen. Und mit ihrem Tod hat ihre Bestimmung nicht aufgehört; sie sind nur in seligere Gegenden gegangen. Wer wollte nicht auf diese Be-

dingung in die Erschaffung kommen, daß er viele oder wenige Stunden unter den Menschen seyn, daß er allem Uebel, das mit der Materie verbunden ist, unterwürfig seyn, dann in ein himmlisches Leben aufgenommen werden sollte? Hat der Schöpfer sie, diese tausend Menschen, vor einem frühen Tod zu bewahren, die Gesetze der Bewegung und der Schwere aufheben sollen? Hat der Berg Conto eine Ausnahm machen sollen? War es nicht ihr Werck, daß sie sich unter dem abhängigen Berge Paläste gebauet haben, wo schon ein Flecken untergegangen war? Hätten sie sich in Afrika auf dem ebensten Felde, so nahe beysammen, Wohnungen von so viel Stockwercken gebauet, so hätte ein Erd-

beben sie eben sowol verschütten können. Denn Afrika hat auch Erdbeben; aber sie thun den Wilden wenig Schaden, welche zerstreuet bauen, und weder den Fall der Dächer noch den Einsturz der Berge fürchten dürfen. Noch einmal: Sollte die Ordnung, die Einrichtung der Erde, der Welt selbst, um derer von Pleurs willen gebrochen worden seyn; und damit in einem Winkel kein Berg falle, darf man denn nur unter seinem Ueberhange ein Städtgen bauen?

Der politische Antistes. *

Der grosse Gustav Adolf hatte solche Hochachtung für die Kantons, und seine Unternehmungen brauchten, wie alle grosse Maschinen, viele Räder und Springfedern, daß er sich grosse Mühe gab, das Helvetische Corpus, und als dieses ihm fehlschlug, doch die protestantischen Stände zu bewegen, daß sie ihre Waffen mit den seinen vereinigten. Er hatte den Ritter Christian Ludwig Rasche, einen von seinen Staatsräthen, zu diesem Ende in die Schweiz gesendet. Der Zürcherische Antistes Breitinger hatte ein natürliches Talent sich der Herzen zu bemeistern. Die gesunden Staatsregeln, die ihm eigen waren, bekamen durch

* 1631.

seinen angenehmen Vortrag noch mehr Gewicht. Die Regierung von Zürich befahl ihm, bey dem Ritter einen geheimen Besuch in Königsfelden abzulegen, um ihm die überwiegenden Gründe beyzubringen, welche sie bewegeten, die genaueste Neutralität zu beobachten. Der Schwedische Gesandte meinte, daß die Sorge für ihre eigene Freyheit, als das kostbarste Kleinod, sie aus ihrer Lethargie aufwecken, und auf die Seite des Königs ziehen sollte, der sich zum Beschützer der allgemeinen Ruhe machete, und zum Augenmerk hätte, die Freyheit der deutschen Staaten und des Gewissens in Sicherheit zu setzen. Aber der geistliche Herr machete ihm ein lebendiges Gemählde von der innerlichen

Verfassung in den Kantons, von der Verschiedenheit der Glaubenslehren, von dem Eifer, der daher in den Gemüthern loderte, und mehr Gewalt, als ein wahres oder scheinendes Staatsinteresse in den Rathsversammlungen, und über die absonderlichen Personen übte. Der Ritter mußte nothwendig erkennen, eine Parteyung würde dem König wenig Nutzen bringen, und die Schweiz in offenbares Verderben stürzen. Er trat mit voller Ueberzeugung in die Gedanken des Geistlichen, und der König begnügte sich an der Neutralität.

Heutelia. *

Ein patriotischer Berner hatte den muntern Einfall seine sittlichen und politischen Beobachtungen von dem Leben und der Denkungsart seiner Zeitgenossen öffentlich zu entdecken. Er that dieses in der Form einer Reise durch die vornehmsten Kantons. Es sey, daß er den Vorwitz reizen, oder sich eine Hinderthür offen behalten wollte, so verstellete er die Nahmen der Oerter und der Personen, doch nicht so sehr, daß sie nicht leicht zu entziefern waren. Calvinus ward Usinalca; Turegum, Guretum; Helvetia, Heutelia; Gallia, Liligeria, und dieses Illigeria; Austria ward Pavonia, und dieses Vaponia; Bern,

* 1656.

Ursinopolis, und dieses Rusinopolis; die Alpen, Caucasus; Bavaria, Porcomania. Ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem er seine Gemählde gezeichnet hat, und es ist für einen moralischen Denker eine angenehme Arbeit auf dieselben zurück zu sehen, von welchen unsere Zeiten nur noch einige Hauptzüge behalten haben.

Damals, heißt es, studierten in Basel die Angesehensten in dem Athenæo des Plutus, sie lernten Kupfer in Silber verwandeln; in Kleidern war man prächtig, und Kaufmannsfrauen trugen sammtene Schuhe mit Perlen gestickt. In Schafhausen opferte man fleißig dem Bacchus. Zürich hatte schöne Leute, vornemlich Frauenzimmer, ausgenom-

men, daß diese, hölzerne Beine ohne Gelenke hatten, daher sie, wenn sie zu Boden fielen, leichtlich gefangen wurden; die Geistlichen waren in höherm Ansehn, als in andern Kantons; das gemeine Volk gaffete die Fremden etwas unhöflich an; man schleppete das E, wie in Schaffhausen das A. Die Züricher waren bessere Wirthschafter und Policey. Verständige als Staatsmänner.

Auf den Tagsatzungen verstuhnden die Catholischen die Kunst zu täuschen besser als die Reformierten, wiewol sie nicht spitzfündiger waren, aber sie genossen den Unterricht fremder Gesandten und der Jesuiten.

An den Sonntagen kamen an einigen Orten die Bauerknaben und die Bauermägden in den Wäldern zusammen, sich mit Tanzen zu erlustigen.

An einem Orte nennete man die reichen Bauren Becherbauren, weil sie die Richter gern mit silbernen Bechern bestachen.

Man gab dem Teufel viel mit Verhexungen zu schaffen, und er hatte seine fleißigen Geschichtschreiber.

Die kleinen Kantons waren in rechtlichen Processen grobe Empyrici. Ihre Landvögte hatten einen stärkern Gewissensmagen als die Sträusse einen fleischernen, die doch Eisen verdauen.

In Bern waren wenig Politiker, die fundamentaliter gestudiert hatten. Man sah gern, daß die Geistlichen nicht zu gelehrt wurden, damit sie nicht zu tief in die politischen Geschäfte gucketen; man heurathete, da man noch in der Kindheit war, weil die Cœlibes, so

qualificiert sie gleich waren, von der Regierung ausgeschlossen wurden. Den Frauen war erlaubt silberne Becher zu nehmen, weil sie keinen Eid geschworen hatten. Die Herren des Raths giengen viel gravitätischer als in andern Städten; die Herren aus dem Pays de Vaud bückten sich vor ihnen bis zur Erde, und redeten sie mit hohen Titeln an.

In Freyburg waren Mannspersonen und Frauenzimmer holdseliger und corteser als in andern Orten; die Töchter waren schön von Gestalt wie die Zürcherinnen, überaus artig; und sie konnten sich besser neigen als diese, zuweilen so tief, daß sie auf den Boden zu sitzen kamen, daher sie von vielen sehr geliebt wurden. Die französischen Tänze

waren bey ihnen sehr gebräuchlich; die Regierung näherte sich der Bernischen, doch war sie nicht so gravitätisch.

Bern war vor Alters aristocratischer, und wenn sie so geblieben wäre würde es besser stehen, sagt der Verfasser, weil die popularen Personen auf den Aemtern sich zuweilen stattlich bereicherten.

Lausanne kömmt zuweilen mit dem Landvogt in Streit, nicht wegen philosophischer Fragen, sondern wegen herrschaftlicher. Es giebt Landvögte, die sich groß damit dünken, wenn sie Dorfscommunitäten oder Vasallstädten etwas an ihren Rechtsamen abbrechen können, die hingegen sich nicht bedenken, ihre Privatbeutel aus dem gemeinen Gut zu füllen.

Der Witz unserer Großväter. *

Ich glaube daß ich unsern Voraltern, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt haben, nicht Unrecht thue, wenn ich ihren Witz nach der besondern Art des Witzes beurtheile, der in der satirischen Heutelia hervorsticht. Er besteht in sehr sinnlichen Vorbildungen sittlicher und politischer Beobachtungen.

Also liest man da von einer Nagelstube, in welcher viel Nägel, die auf eine sonderbare, und schier a la modische Manier gemacht sind, angeschraubt werden; daran hängt man allerley Supplicationen und Acta; man kan an die Nägel leichtlich etwas hängen, aber schwerlich davon abbringen; sonder-

* 1656.

lich werden Vasallengerechtigkeits-Briefe, schwerlich unversehrt davon abgebracht. Ferner erzählt man von gewissen Gesandten: Einer derselben bemühet sich, alte, zerbrochene Blasbälge zu flicken, damit die Bonzen das Feuer der Uneinigkeit aufblasen mögen. Ein anderer von ihnen schnitzet Schwefelhölzgen, von einem gewissen Holz, das in dem Cyrhenischen Wald gewachsen; sie sind gar bequem der Numinalischen Urbare und Documente ihres geistlichen Einkommens anzuzünden. Der dritte verschaft den protheistischen Heuteliern, sonderlich den Ruralen Säcklein mit Kohlen, wovon die, so oberst liegen, vergoldet sind, sie damit zu verblenden. Der vierte, weil er keine sonderbare Waaren hat, als nur schlechte Hofmünze, ist in geringem Ansehn, und desto weniger schädlich.

Man sagt auch von einer grossen Landsäge, mit welcher man allerley Streitigkeiten durchschneidet; wie gut immer eine Sache seyn mag; so wird allezeit etwas, wo nicht von der Hauptsache doch von den Unkosten abgesäget. Es ist ein grobes Werkzeug, darum wählt man mehrentheils Senatoren aus den Plebejen, die daran ziehen müssen.

Die Comische Landsgemeinde. *

Noch im Anfang dieses achtzehnten Jahrhunderts hatten die Jungen in den äussern Rhoden von Appenzell das feyerliche Spiel, daß sie den folgenden Tag nach der Landsgemeinde eine Nachge-

* 1700.

meinde hielten, in welcher sie die Personen, die Verrichtungen, die Gebräuche ihrer Magistrate und Väter, mit natürlichem Witze auf das lebhafteste nachmachten. Insgemein nahmen sie sich die Freyheit, daß sie ernsthafte Rathschläge, Rathschlüsse und Reden, die auf dem Landtage abgehandelt wurden, in einem lustigen und oft lächerlichen Licht vorstelleten. Sie waren sehr fertig, die kleinern oder grössern Mängel in dem Ausdruck, den Gebährden, der Stimme zu verspotten. Und wann sie in den Reden der Standeshäupter einen Satz, eine Maxime bemerketen, die ein Sophisme, oder mit seinen Werken im Widerspruch war; so verziehen sie selbige niemals.

Nicht selten macheten sie Schlüsse und Urtheile, welche der Revers von den Schlüssen und den Meinungen des vorigen Tages waren. Diese Licenz war durch eine lange, verjährte Uebung gutgeheissen worden, und es brauchte, sie abzuschaffen, die ganze Activität, und das volle Ansehen der Regierung.

Der Schatten-Staat. *

In Bern blüht seit vielen Jahren eine politische Academie von jungen Herren, welche gleichsam ein Wiederschein der Standsverfassung ist, indem sie dieselbe in allen ihren Einrichtungen, Aemtern, Gebräuchen, Rathsordnungen, Geschäf-

* 1760.

ten als ihr geheiligtes Vorbild nachahmet, und das Grosse derselben im Kleinen ausdrückt. Also hat sie ihre Schuldheissen, Venner, Säckelmeister, Rathsherren, Heimlicher. Sie setzt auch aus ihrem grossen Rath Landvögte und Gouverneurs auf die Schlösser und Burgen, welche vor Alters von der Republik eingenommen worden, und jezt nur noch in ihrem verfallenen Gemäuer vorhanden sind. Diese sind Twingherren, und Grafen davon, wie die Bischöfe in partibus infidelium Bischöfe sind. Die Staatsreden, welche bey feyerlichen Gelegenheiten gehalten werden, sind in dem republikanischen, und eidsgenößischen Geiste. In den politischen Be-

rathschla-

rathschlagungen herrschen die gesundesten Maximen, und in den erdichteten Processen die unpartheylichste Gerechtigkeit. Daher hat der Poet jeden Leibtrabanten der Grossen, jede Ziefer des Staats, jeden Consonanten im Rath in diese Schule gewiesen:

Laßt zehen Jahr sie noch sich selbst zu
unterrichten,
In diesem Schattenstaat gemeßne Sachen
schlichten.

Sie theilen unter ihre Sechszehner Sechszehner-Pfenninge, mit dem seltsamen Gepräge, ein Pantomimus sitzt auf einem Krebse; denn der Krebs ist ein Wapenzeichen der Academie. Die Umschrift ist: Imitamur quod speramus. Auf dem Reverse steigt eine Hand aus den Wolken, die ein Schwerdt und

das Wapen der Republik hält, mit der Umschrift: Hoc Protectore crescimus.

Sie nennen sich selbst den aussern Stand, und der innere, den sie in der Nachahmung vorstellen, giebt ihnen lebhafte Merkmale seines Schutzes. Beyde Schuldheisse werden allemal in den wahren Körper des grossen Raths aufgenommen, und jedes besondere Mitglied geniest das Vorrecht, daß ihm bey einer Concurrenz in denselben eine Stimme mehr zugezählt wird.

Sie haben ein reiches Buffet von silbernen Trinkgeschirren und Schüsseln. Von einem Feld unweit Murten haben sie einen Grundzins von acht und zwanzig Bazen, denselben holt jedes Jahr der Gubernator von Murten mit einer reiten-

den Begleitung ein. Denn sie lieben den Pomp, und das Ceremoniel.

Zugabe.

Die Gastgebote bey den Vermählungen. *

Um die Zeiten Rudolfs von Habsburg fand der Rath von Zürich nöthig, den Gastgeboten bey Vermählungen Schranken zu setzen. Ein Bräutigam sollte nicht mehr als zehn Frauen, und eine Braut nicht mehrere bitten mögen; doch möchten diese zehne so viel Jungfrauen und Kinder mit sich nehmen als es ihnen der Anstand erlaubete. - - Man sollte nur Ein mal zu Tische sitzen. - - Der Braut sollte man nur Eine Gabe geben; (zuvor gab man zur Verlobniß, zur Einsegnung, zur Morgengabe.)

* 1270.

Weder Bräutigam noch Braut sollten Gegengeschenke machen. - - Zum Beylagerfeste sollten nicht mehr Virtuosen kommen als zween Singer, und zweene die auf Instrumenten spieleten, ein Geiger und ein Toiber.

Für diesen leztern haben wir keine Benennung, weil wir das Instrument selbst nicht mehr haben.

Die Virtuosen hiessen damals hübsche Leute.

Die Sorge für die Falken. *

Die Oesterreichische Stadt Zug saß den Eidsgenossen, vornemlich denen von Schweiz, auf dem Nacken. Der Herzog Albert, des Kaiser Alberts Sohn, konnte sie für einen Waffenplatz gegen sie brauchen. Sie hatte ihm auch Proben ihrer Treue und ihres Gehorsams gegeben, und sich um seinetwillen grossem Uebel ausgesetzet. Die Eidsgenossen sahen sie für einen Dorn an, den sie sich aus dem Fusse ziehen müsten. Sie belagerten sie und ängstigten sie sehr; sie hatten doch keinen Gedanken sie sich unterwürfig zu machen, sie verlangten vielmehr, daß sie zu ihnen in ihren Bund treten sollte. Die Stadt gieng ungerne dran,

* 1352.

und verstand sich nur unter der Bedingung darzu, wenn der Herzog ihnen nicht in wenigen Tagen Entsatz schickete.

Sie schicketen einen von ihren Vornehmen, Hermann, nach Königsfelden zu dem Herzog; er fand ihn im Kreuzgange spazieren; er stellte ihm die Umstände der Stadt mit vieler Lebhaftigkeit vor, er erzählte, wie viel sie aus aufrichtiger Treue und Liebe zu ihm litten, ihre Habe, Güter, ihre Personen willig aufopferten, und nichts mehrers wünschten, als daß sie unter dem Schutze seines Durchlauchtigsten Hauses leben möchten. Darum fleheten sie ihm und beschwüren ihn bey der ungefälschten Treue, die sie an ihm bewiesen, daß er einige Truppen zusammenziehen, und

sie von dem Versprechen, welches sie in ihrer Noth den Eidsgenossen gethan, befreyen möchte.

Der Herzog ließ ihn alles sagen, ohne ihn zu unterbrechen. Indem gieng sein Falkner vorüber, dem rief er zu: Ob er für die Falken gesorget hätte. Hermann seufzete und sagte: Ach Gnädiger Herr, soll ich fürchten daß die Vögel ihnen näher am Herzen ligen als die rechtschaffenen Männer von Zug? Izt antwortete der Herzog: Geht nur nach Hause und übergebet die Stadt, es wird mir nur die Mühe kosten zu den Plätzen, die man mir weggenommen hat, eine Stadt mehr wieder zu erobern.

Die Gesellen mit dem Fuchs. *

So nannte sich eine Gesellschaft zu- sammenverschworner Züricher, die durch sich selbst mehr Sicherheit und mehr Schutz suchten, als sie von dem Staat erwarteten. Sie verbanden sich mit Eiden, jeder von ihnen sollte zu dem andern stehen, der feindlich angegriffen würde; wenn einer in Gefangenschaft geriethe, sollten die andern seiner sich brüderlich annehmen, und alles versu- chen ihn ledig zu machen; was einer vernähme, wovon dem andern einiger Nachtheil an der Person oder der Ha- be, oder dem guten Nahmen zustossen möchte, das sollte er nicht ohne Wi- derrede und ungeantet lassen, auch soll-

* 1386.

te er demselben unverzüglich davon Nachricht geben; würde einer vor ein Gericht ausserhalb der Stadt gefordert, so sollten die, welche er darum ersuchte, ihn begleiten, und ihm am Rechten beystehen, den ersten Tag in ihren eigenen Kösten, die folgenden in den seinigen; wenn von ihnen einer mit dem andern Streit hätte, so sollte die Gesellschaft denselben rechtlich entscheiden. Ihr Wahrzeichen war ein Fuchsschwanz den sie sich zum Grusse boten, und so sich einander zu erkennen gaben.

Die Verbindung ward nur auf eine bestimmte Zeit gemacht, und sie scheint in keinem bösen Willen gegen die Stadt gemacht zu seyn, denn der erste Artickel verband sie den Nutzen und die Ehre der Räthe und der Zunftmeister mit be-

ster Treue in Obacht zu haben. Auch waren unter ihnen einige von den Räthen und von rathsherrlichen Familien. Dennoch fanden die Räthe nicht gut, diesen Staat in dem Staate bestehen zu lassen. Sie befahlen ihnen, einander von ihren Verpflichtungen loszusagen, und die Füchse hinzulegen.

Herr Peter Dürer, Ritter, war ihr Hauptmann; Johannes von Troßberg, Johannes von Seon, Heinrich Meiso, die von ihnen waren, sind keine dunkle Nahmen in den Rathsmanualen von Zürich. Heinrich Meiso ward in den Unruhen von 1393. Bürgermeister. Die Räthe und die Zunftmeister waren der Kriege mit Oesterreich so sehr müde, daß sie sich von Rudolf Schöno dem Bürgermeister, und Jo-

hannes Chrishaupt dem Zunftmeister, zweenen der angesehnsten und wolberedtesten Männer, bewegen liessen, eine Verkömmniß mit diesem mächtigen Hause zu machen, welche ihren Bundsgenossen unerträglich war.

Die Bothschafter von Schweiz und von Luzern hatten mit dem Rath so scharf geredet, daß er den Zunftmeistern befahl die Zünfte zu versammeln, um sich ihrer zu versichern. Die Bürger von der Krämerzunft kamen bey den Augustinern zusammen. Die Bothschafter verlangten daß man sie hören sollte; die Zunftmeister schlugen es ihnen ab; aber zween kühne Bürger, Einsiedler und Ernst Grüninger, nahmen sie zwischen sich, und führten sie bey

der Hand in die Versammlung, wo sie den Nachtheil, der von dem absonderlichen Bündniß dem allgemeinen zuwachsen müßte, so stark vorstelleten, daß sie Glauben fanden, und die neue Verkommniß hintertrieben.

Der Abt, ein Todtengräber. *

Die Herren und Edeln von Oesterreichs Vasallen waren unter der Anführung Graf Johannes von Werdenberg mit überlegener Macht mitten in die Thäler von dem Lande Glarus eingedrungen; aber sie blieben nicht lange da; die flüchtigen Glarner, von Matthias von Buolen und dem Ammann

* 1389.

Vogel ermannet, sammelten sich in kleinen Haufen, stürzten von den Bergen in die Feinde, und jagten sie nach Wesen und in die See. Sie fanden die Anzahl der Erschlagenen so groß, daß sie kurze Arbeit zu haben zwey und mehr Hunderte in eine Grube bestatteten. Der Abt von Rüti, Pilgerin, aus dem Hause Wagenburg, hatte in dem Streit einen geliebten Bruder verlohren, von welchem er grosse Reichthümer zur Erbschaft bekam. Er erhielt von dem Volke von Glarus die Erlaubniß, daß er die Todten ausgraben und nach Rüti bringen durfte sie da beyzulegen.

Sie lagen schon zwanzig Tage in der Erde, als er mit einer grossen Anzahl Gräber auf das Leichengefilde kam;

der gute Prälat, mit beklemmtem Herzen, stand die Schaufel in der Hand mitten unter die Gräber, und half ihnen die Gebeine zu sammeln, und nichts zurückzulassen. Der Gestank, der kaum erträglich war, vermocht ihn nicht von der Stelle zu bringen bis alles geschehen war, er blieb ohne Speise, bis an den späten Abend. Edle und Unedle wurden dann mit einander vermischt, und kamen auf dem Kirchhofe zu Rüti beysammen zu ligen.

Der Abt hatte dem Land Glarus für sich allein zwölftausend Gulden zu geben sich erklärt, wenn ihm erlaubt würde auf dem Todtenfelde ein Kloster aufzubauen; es ward ihm abgeschlagen, aus Furcht, daß das Kloster durch die Län-

ge der Zeit die besten Güter des Landes verschlingen möchte.

Der gelehrte Seiler. *

Thomas Platter, von Geburt ein freyer Landmann der Republik Wallis, stellte nach Wissenschaften durch Ungemach, Mangel, Armuth und Verachtung; er lernte die gelehrten Sprachen mit Abbruch seiner Ruhe und Gemächlichkeit; er nahm kaltes Wasser in den Mund, oder rohe Rüben und Sand, damit er den Schlaf überwältigte, und wache bliebe. Er schrieb die hebräische Grammatick Theodor Biblianders vor Tage an der Mündung des Ofens ab,

den

* 1518 - 1529.

den er einheizen muste. Er schaffte sich mit der letzten Krone, die er von seinem väterlichen Erbe hatte, eine hebräische Bibel an.

Als er den Zwingli in einer Predigt die Arbeit des Körpers empfehlen, und sagen hörte, man sollte die Jungen zu Handwerkern ziehen, die Anzahl der Priester wäre sonst zu groß, und die Dienste, die sie dem Lande thäten, gering, bat er Rudolf Collinen, daß er ihn im Seiler-Handwerk anführete. Collin selbst hatte nach Kostnitz gehen wollen, sich zum Priester weihen zu lassen, war aber von Zwingli und Myconius beredet worden, daß er lieber ein Handwerck lernete. Aber der gute Mann konnte Plattern nicht willfahren,

weil er kaum Hanfes genug für sich hatte. Platter hatte gleich noch so viel Geld von seiner mütterlichen Erbschaft, daß er einen Centner Hanf kaufen konnte, den er mit Collinen verarbeitete.

Er stand in der tiefen Nacht auf, steckte eine Kerze an, und las die Ilias, die er mit der Uebersetzung seines Meisters verglich, denn Collin war selbst auch dieser Sprachen kundig. Indem Platter ein Seil ausspann, hatte er seinen Homer in der Tasche und seine Gedanken bey dem Poeten, den er von Zeit zu Zeit hervornahm; dann rief Collin ihm zu: Plattere,

Pluribus intentus minor est ad singula sensus;

Bleib bey den Büchern oder beym Hanfe.

Als sie einmal assen und der Wasser-

krug auf dem Tische stand, fragte der Meister: Plattere, wie fängt die olympische Ode des Pindarus auf den Hieron an? Platter erwiederte bald: Ἄριστον μὲν ὕδωρ. Collin lachete und sagte: Wir wollens ihm denn glauben, und da wir keinen Wein haben, mit Vergnügen Wasser trinken.

In Basel hatte er einen Meister, der ihm nicht mehr als wochentlich einen Batzen Lohn gab. Er kaufte aus diesem Geld Kerzen und las die Nacht durch, wiewol er von der Trompete, die den Morgen blies, bis zu der Abendtrompete arbeiten muste. Andreas Kratander schenckte ihm einen Plautus, uneingebunden; von demselben nahm er einen Bogen nach dem andern, steckte ihn an einem Gäbelchen in den Hanf, und las

ihn im Rückwertsgehn unterm Drehen. Wenn der Meister ihm in den Weg kam, so warf er von dem Hanf über den guten Plautus. Als er ihn doch einmal überraschte, fluchte er abscheulich; Oporin erhielt von ihm, daß er ihm eine Stunde in der hebräischen Sprache gab, für die er seinem Meister Abtrag thun muste. Oporin schlug an die Kirchthüren an, ein Gelehrter wäre gekommen, der über die Rudimenta linguæ Hebrææ lesen würde. Als Platter kam, und dachte daß er Oporinen allein finden würde, waren achtzehn nicht ungelehrte Personen da. Er wollte hinweggehn, denn er schämete sich in seiner Schürze zu lesen; man hatte Mühe ihn zu bereden, daß er blieb; er las ihnen über die Grammaticam Mynsteri, und den Propheten Jonas.

Einmal kam ein vornehmer Franzose ins Collegium; Platter saß in seinem schlechten Gewand auf einem niedern Sitze am Of n, und die Zuhörer am Tische. Der Fremde fragete, quando venit noster Professor? Oporin wies ihm denselben, er sah ihn mit Verwunderung an. Nach der Lection nahm er den Professor bey der Hand und fragete ihn, warum er so schlecht gekleidet wäre. Platter antwortete: Mea res ad restim rediit. Dieser Herr hatte von der Königin von Navarra eine starke Pension, daß er sich in den morgenländischen Sprachen fest setzte; und er war gesonnen in Asien zu gehen. Er kam nach einer Abwesenheit von neun Jahren wieder nach Basel, wo er unsern Platter von weitem kannte und mit den

Worten umarmte: O salve Præceptor Plattere! Er hatte in Kreta und Asia die gelehrtesten Rabbinen gehört, und sich die morgenländischen Sprachen geläufig gemachet. Platter blieb bey seinem Handwerk in Basel bis der einheimische Krieg entstand, und in demselben trug er seinem Meister den Harnisch bis nach Metmenstätten.

Staats Bibliothek Bamberg

18

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bodmer, Johann Jakob,

Historische Erzählungen die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken

Zürich 1769

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.g.o.21-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712125-5